

KATHOLISCHE SonntagsZeitung FÜR DEUTSCHLAND

131. Jg. 4./5. Mai 2024 / Nr. 18

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,95 Euro, 2063

Mit drei Beinen ins Herz eines Pfarrers



Kuh Haribo führt seit fast zehn Jahren ein umsorgtes Leben. Gehegt und gepflegt wird sie von Pfarrer Michael Prokschi, der das dreibeinige Tier vor dem Schlachter bewahrte. **Seite 5**

Scharfe Kritik an „Willkommenskultur“



Islamforscher Bassam Tibi geht hart mit der deutschen Flüchtlingspolitik ins Gericht. Von einer „Willkommenskultur“ hält er wenig. Stattdessen plädiert der 80-Jährige für eine Leitkultur. **Seite 16/17**

Kein Kardinal darf den Raum verlassen



Bei einem Konklave werden die Wahlberechtigten eingeschlossen, bis sie sich auf ein neues Kirchenoberhaupt geeinigt haben: Papst Gregor X. hat das vor 750 Jahren in einem Erlass festgelegt. **Seite 7**

Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

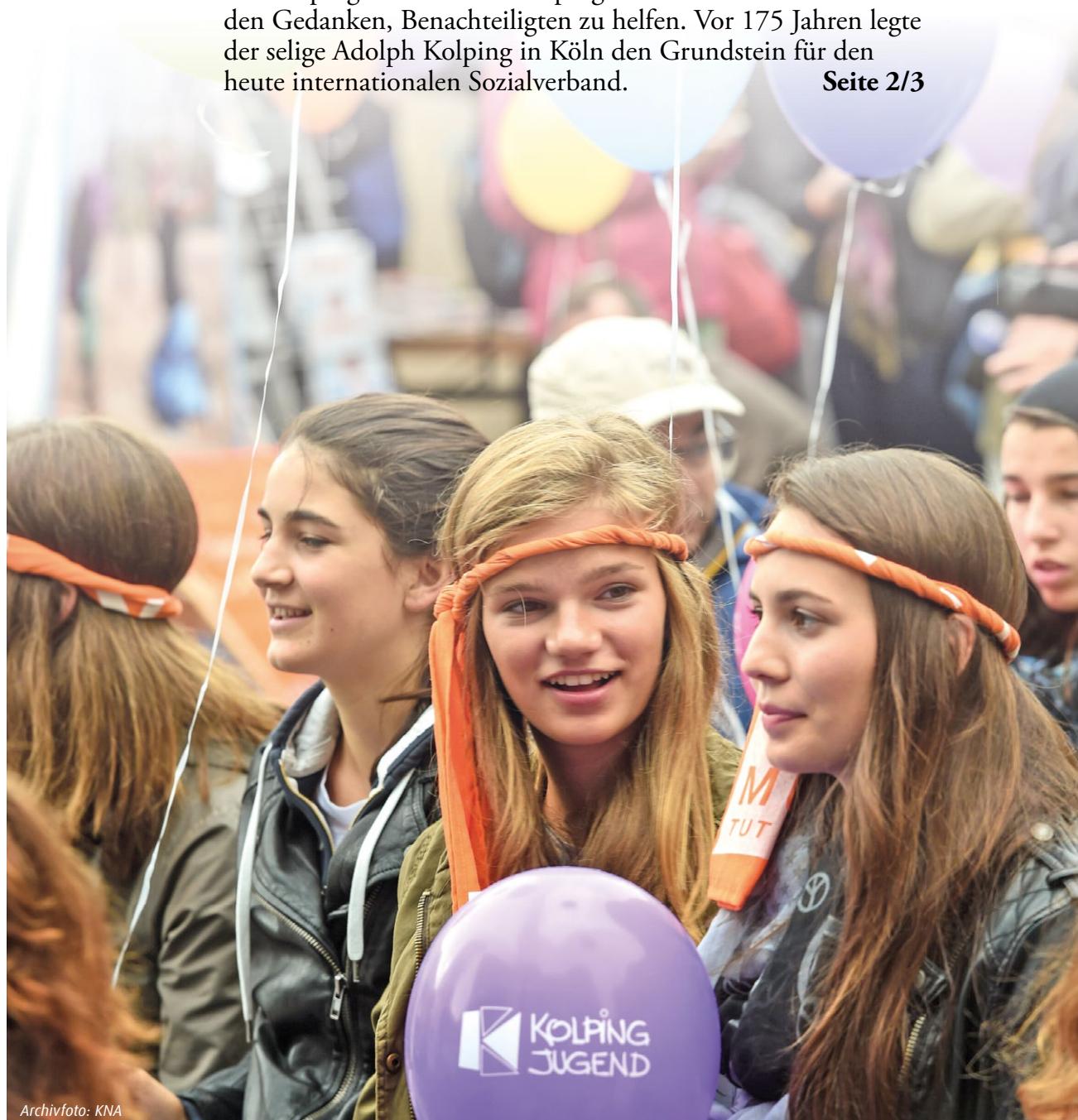
Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus. Endlich ins Freie! Das Kontrastprogramm? Eingesperrt bei Wasser und Brot, womöglich vollgeregnet oder sengender Hitze ausgesetzt. Dieses Kontrastprogramm zum machtvoll einsetzenden Frühjahr bietet die Kirchengeschichte. Genauer: die Geschichte der Papstwahl (Seite 7).

Gregor X. regelte vor 750 Jahren auf dem Konzil von Lyon die Umstände eines Konklaves neu. Der Archidiakon war selbst als Papst aus der zweitlängsten Sedisvakanz hervorgegangen und musste, bevor er das Amt antreten konnte, zum Priester geweiht werden. Dann aber schritt er zur Tat. Mit einem Erlass regelte er 1274 die Umstände der Papstwahl so, dass den Wählern zwar die schlimmsten Bedingungen erspart blieben, aber doch ein sanfter Druck entstand.

Die Reduktion auf Wasser und Brot bleibt heutigen Kardinälen erspart. Gleichwohl waren sie zuletzt sehr schnell bei der Wahl. Franziskus stand 2013 schon nach zwei Tagen als neues Kirchenoberhaupt fest. Da er sich, wie der Besuch in Venedig zeigt (Seite 6), wieder guter Gesundheit erfreut, haben die Kardinäle derzeit nichts zu befürchten.

Sozial engagiert in Orange und Schwarz

Ob Kolping-Jugend (im Bild bei einem Kolpingtag in Köln), Kolpingfamilien oder Kolpinghäuser: Sie alle stehen für den Gedanken, Benachteiligten zu helfen. Vor 175 Jahren legte der selige Adolph Kolping in Köln den Grundstein für den heute internationalen Sozialverband. **Seite 2/3**



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

INTERNATIONALER SOZIALVERBAND

Lernen, was zu tun ist

Vor 175 Jahren gründete Adolph Kolping den Kölner Gesellenverein

Köln (KNA) – Kolpingwerk, Kolping International, Kolpinghäuser, Kolpingfamilien: Das Netzwerk rund um Adolph Kolping ist groß. Vor 175 Jahren legte er in Köln den Grundstein für den heutigen internationalen Sozialverband.

Zwei orangefarbene Dreiecke zu einem „K“ angeordnet auf schwarzem Grund: Dieses Symbol ist deutschlandweit und auch darüber hinaus bekannt. Das K steht für Kolping – heute ein international agierender Sozialverband. Dabei fing alles ganz klein an.

Er sollte Wandergesellen das geben, was ihnen unterwegs fehlte: eine Familie. Vor 175 Jahren, am 6. Mai 1849, gründete der Priester Adolph Kolping mit sieben Männern den Kölner Gesellenverein – so wird es vielfach überliefert. Kolping lag es auch am Herzen, die Gesellen politisch, religiös und gesellschaftlich zu bilden. Schnell fand er viele Mitstreiter. Heute zählt Kolping International rund 400 000 Mitglieder weltweit, davon rund die Hälfte in Deutschland.

Schon als Kolping 1865 starb, gab es in Deutschland 418 Gesellenvereine mit rund 24 000 Mitgliedern. Der Beiname Gesellenvater, den er schon zu Lebzeiten bekam, zeigt, wie groß die Verehrung für seinen sozialen Einsatz für junge Menschen war. Am 27. Oktober 1991 wurde Adolph Kolping schließlich von Papst Johannes Paul II. seliggespro-



▲ Die prägnanten, in orange und schwarz gehaltenen Banner der Kolpingfamilien sind bei so gut wie allen größeren katholischen Veranstaltungen präsent, wie hier beim Einzug zum Abschlussgottesdienst der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2019 im Fuldaer Dom.
Fotos: KNA

chen; seine Anhänger setzen sich seit einigen Jahren für eine Heiligsprechung ein.

Die Idee der Gesellenvereine geht indes gar nicht auf den Gesellenvater selbst zurück. Als Kaplan im heute zu Wuppertal gehörenden Elberfeld wurde er Präs des 1846 von Johann Gregor Breuer gegründeten ersten katholischen Gesellenvereins in Deutschland. Kolping war von der Idee so angetan, dass

er eigene Gesellenvereine gründete und bereits 1850 dafür sorgte, dass sich die Vereine aus Elberfeld, Düsseldorf und Köln zum Rheinischen Gesellenbund zusammenschlossen. Die Vorgängerorganisation des heutigen Kolpingwerks war geboren.

Dessen Jubiläumsjahr 2025 steht unter dem Motto „schwarz-orange-bunt“. Neben den Kolpingfarben Schwarz und Orange solle so die Diversität der Menschen in den vielen

Kolpingfamilien ausgedrückt werden, heißt es in der Begründung.

Denn was als Gesellenverein begann, ist heute ein großes internationales Netzwerk. So heißt es in einem von acht neu formulierten Leitsätzen des Kolpingwerks: „Zusammen sind wir Teil einer Weltfamilie.“

Der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und soziale Standards in der Arbeitswelt sind Schwerpunkte von Kolping International, zu dem das



▲ Die Ausbildung junger Menschen – insbesondere jener, die es auf dem Arbeitsmarkt schwer haben – ist ein Herzensanliegen von Kolping. Das Kolping-Netzwerk umfasst verschiedenste Bereiche. Im Bild links ein Ausbilder mit einem Azubi in der Metallwerkstatt des Kolping Bildungswerks in Hamm, rechts ein Dozent mit einem Azubi am Fahrsimulator in der Kolping Bahnakademie in Hamm. Rechts daneben kocht ein Azubi unter Anleitung eines Ausbilders in der Küche des Kolping-Ausbildungshotels in München.





▲ Ein Ehepaar bei der Romwallfahrt des Internationalen Kolpingwerks anlässlich des zehnten Jahrestags der Seligsprechung von Adolph Kolping im Oktober 2001.

Kolpingwerk gehört – in über 60 Ländern. Seit 55 Jahren betreibt Kolping International mit einem eigens dafür gegründeten Verein Entwicklungszusammenarbeit, etwa mit Projekten zur beruflichen Bildung.

Einsatz für Integration

Das Kolpingwerk setzt sich auch für Umweltschutz, Integration und gesellschaftliche Teilhabe ein. Mit einem orangefarbenen Transporter ist etwa das Kolping-Netzwerk für Geflüchtete auf Deutschlands Straßen unterwegs. Die Kolping Roadshow Integration möchte Menschen für die Bedürfnisse Geflüchteter sensibilisieren. Mit einem interaktiven Angebot wird zum Beispiel erzählt, wie Flüchtlinge nach Deutschland gekommen sind und sich hier integriert haben.

Bei allen Projekten und Aktionen orientierten sich die Kolpingverbände an ihrem Gründer und seinem Wirken, heißt es in deren Leitbild. Grundlage des Handelns seien die Prinzipien der katholischen Soziallehre; der Mensch stehe im Mittel-

punkt. Adolph Kolping als zentrale Person des Netzwerks findet sich ebenfalls im Leitbild wieder: „Er hatte den Mut, gewohnte Orte zu verlassen, um aus den Begegnungen mit den Menschen zu lernen, was zu tun ist“.

Diesen Anspruch hat das Kolpingwerk bis heute. Dafür sei das Miteinander vor Ort wichtig. Das Engagement der Kolpingfamilien fördere das gesellschaftliche Leben sozial wie kulturell, heißt es dazu im Leitbild. Aber auch die Belange von Arbeitern sind bis heute einer der Antriebe für die Arbeit des Kolpingwerks.

Gesellen eine Familie zu geben war das Ziel Adolph Kolpings bei der Gründung des ersten Gesellenvereins. Dass die lokalen Zusammenschlüsse des Kolpingwerks Kolpingfamilien heißen, passt nicht nur deshalb. Denn die Förderung der Familie war ihm sehr wichtig. Das Schicksal der Familie sei das Schicksal des Landes, war einer seiner Grundsätze. Unter dem orangefarbenen „K“ werden diese Grundsätze auch nach 175 Jahren noch mit Leben gefüllt. *Niklas Hesselmann*

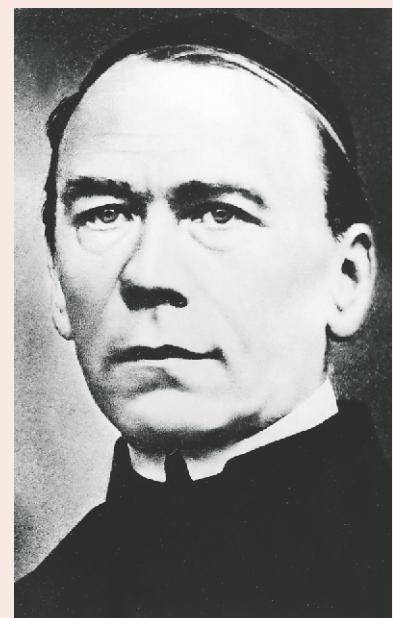


Seliger Adolph Kolping

Vom Schuhmacher zum Gesellenvater

Adolph Kolping (Foto: KNA) wurde am 8. Dezember 1813 in Kerpen bei Köln als Sohn eines Lohnschäfers geboren. Er besuchte nur die Dorfschule und begann mit 13 Jahren eine Schuhmacherlehre. Seinen Beruf übte er unter anderem auf Wanderschaft im Kölner Umland aus.

Der häufig kranke und seelisch einsame Kolping nahm Latein- und Griechischunterricht bei den Kerpener Geistlichen Leonhard Lauffs und Theodor Wollersheim und wurde 1837 in die Tertia des Kölner Marzellengymnasiums aufgenommen. Nach dem Reifezeugnis 1841 konnte er dank eines persönlichen Stipendiums der Gutsbesitztochter Mariale Meller sein Theologiestudium aufnehmen, das er in München und Bonn absolvierte. Nach dem Besuch des Erzbischöflichen Clericalseminars in Köln empfing er 1845 die Priesterweihe.



in seiner maßgeblichen Kolping-Biografie (1993): „Die Zahl von sieben Gesellen trifft zumindest für das offizielle Gründungsdatum nicht zu. 19 Gesellen ließen sich jedenfalls namentlich ermitteln; mindestens 50 nahmen teil.“

Gegen Ausbeutung

Seine erste Stelle als Kaplan und Religionslehrer führte Kolping nach Elberfeld (Wuppertal), wo der Lehrer Johann Gregor Breuer durch die Gründung eines Gesellenvereins junge Handwerker vor den fatalen Nebenerscheinungen der industriellen Revolution zu bewahren suchte: Arbeitsausbeutung mit keiner anderen Perspektive als Verelendung, gepaart mit geistiger Verwahrlosung. Dagegen bot der Gesellenverein soziale Unterstützung, Bildung, Austausch und religiösen Halt.

Kolping war von Breuers Idee überzeugt, verfasste die programmatische Schrift „Der Gesellenverein“ und ließ sich 1849 in die Rheinmetropole versetzen, um den Kölner Gesellenverein und von dort aus weitere Häuser für die gefährdeten Handwerksburschen zu gründen.

Kolpings Nachfolger Sebastian Georg Schäffer schrieb 40 Jahre später im Rückblick über die Gründung des Kölner Gesellenvereins: „Am Sonntag, dem 6. Mai 1849, zur gleichen Stunde, da im Gürzenich die Massen vor Erregung tobten, saß Kolping in der stillen Kolumbaschule und um ihn versammelt: sieben Gesellen! Nur sieben! mit denen er anfing.“ Aus dieser und anderen Quellen stammt die Legende, dass nur sieben Gesellen an der Gründungsversammlung des Gesellenvereins teilgenommen hätten, weil am gleichen Abend Karl Marx in der überfüllten Kölner Festhalle „Gürzenich“ gesprochen habe. Zu den „sieben Gründungsmitgliedern“ schreibt Hans Joachim Kracht

Publizistisch tätig

Im Jahr 1850 hatte der Verein bereits 550 Mitglieder, die seine Idee in die Welt trugen, wo es Kolping nicht selbst durch eine reiche publizistische Tätigkeit erreichte. Als Redakteur des „Rheinischen Kirchenblatts“, als Herausgeber katholischer Volkskalender und später als Verleger der erfolgreichen „Rheinischen Volksblätter für Volk, Familie und Handwerk“ erwarb er sich den Ruf eines Volksschriftstellers und nutzte die Reichweite seiner Pressearbeit zur Propagierung seines Anliegens, die geistige und soziale Not der Gesellen zu lindern.

1862 beim Papst

Auch die Katholikentage nutzte der „Gesellenvater“, um für seine Ziele zu werben. 1861 musste er aber aus Gesundheitsgründen seine Teilnahme am Münchner Katholikentag absagen. 1862 konnte er jedoch nach Rom reisen und dem Papst sein Werk vorstellen.

1865 erlitt Adolph Kolping zuerst eine schwere Gelenkentzündung und dann mehrere Erstickungsanfälle, denen er kurz vor seinem 52. Geburtstag am 4. Dezember 1865 erlag. Er wurde auf dem Kölner Melatenfriedhof beerdigt und später, seinem Wunsch gemäß, in der Minoritenkirche beigesetzt, deren Rektor er gewesen war.

Peter Paul Bornhausen

Kurz und wichtig

Kritik an Abschiebung

Die Caritas hat die Entscheidung des britischen Parlaments zur systematischen Abschiebung von Asylsuchenden nach Ruanda als unmenschlich kritisiert. Das „Ruanda-Modell“ führe zu menschlichem Leid und spiele „Schmugglern und skrupellosen Mittelsmännern“ in die Hände, kritisierte die Präsidentin des Deutschen Caritasverbands, Eva Maria Welskop-Deffaa. Die Verlagerung der Migrationsfrage in vermeintlich sichere Drittstaaten sei nicht die Antwort – weder im Vereinigten Königreich, noch in Deutschland.



Weniger Bistümer

Papst Franziskus verschlankt die historische Bistumslandschaft im Westen von Irland. Mehrere Bischöfe legen derzeit altersbedingt ihr Leitungssamt nieder; ihre Bischofsstühle würden nicht mehr nachbesetzt, sondern kleine Diözesen zunächst vorläufig größeren zugeschlagen, berichtet die Zeitung „The Independent“ unter Bezug auf den Papstbotschafter in Irland, Erzbischof Luis Mariano Montemayor. Die Grenzen der 26 Bistümer Irlands haben sich seit dem zwölften Jahrhundert kaum verändert. Auch in Irland gehen die Zahlen der Gottesdienstbesucher und Priester zurück.

Sozialstelle schließt

Die Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle (KSZ) in Mönchengladbach wird zum Jahresende ihre Arbeit einstellen. Gründe sind laut Deutscher Bischofskonferenz (DBK) der Rückgang finanzieller Ressourcen und die veränderte gesellschaftliche Situation. Man wolle die fünf Beschäftigten bei ihrer beruflichen Neuorientierung unterstützen und sozialverträgliche Lösungen finden, hieß es. Die KSZ wurde 1963 von der DBK und dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) gegründet.

Wiedergewählt

Die seit 2017 amtierende Vorsitzende des Bundesverbands Lebensrecht, Alexandra Maria Linder (*Foto: privat*), ist im Rahmen der turnusmäßigen Neuwahlen des Verbands einstimmig wiedergewählt worden. Auch ihr Stellvertreter Prof. Dr. Paul Cullen (Ärzte für das Leben) sowie die weiteren Vorstandsmitglieder Elisa Ahrens (Stiftung Ja zum Leben), Georg Dietlein (Juristenvereinigung Lebensrecht), Andreas Düren (sundaysforlife), Albrecht Weißbach (Kaleb) und Susanne Wenzel (Christdemokraten für das Leben) wurden einstimmig gewählt. Nach vielen Jahren stellten sich Mechthild Löhr und Cornelia Kaminski nicht mehr zur Wahl. Sie wurden unter Würdigung ihrer Lebensrechts-Arbeit mit großem Dank verabschiedet.

Neue Kathedrale

Nach der Zerstörung durch ein Erdbeben im Februar 2011 baut das neuseeländische Bistum Christchurch seine neue Kathedrale an gleicher Stelle. Das haben 85 Prozent der Gläubigen in einer Umfrage befürwortet, teilte Bischof Michael Gielen auf der Internetseite des Bistums mit. Bis zur Fertigstellung 2027 finden die Gottesdienste in einer Ersatzkirche aus Kartonröhren, Holz und Stahlträgern statt.

Unterkünfte und Aktionen

Kirchen starten Online-Plattformen zur Fußball-EM

BONN/HANNOVER (KNA) – Wer in diesem Sommer zur Fußball-Europameisterschaft vom 14. Juni bis 14. Juli in Deutschland eine Herberge sucht, kann sich auch im kirchlichen Umfeld umschauen.

„Das soziale Netzwerk Churchpool auf www.host4euro.com ermöglicht es, Unterkünfte kostenfrei verfügbar zu machen, Menschen zusammenzubringen und ein weltoffe-

nes Bild unserer Gesellschaft zu zeigen, in der die Kirche eine wichtige Rolle spielt“, teilten die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland mit.

Zudem können Gemeinden, Organisationen und Fußballbegeisterte auf www.fussball-begeistert.de Ideen und Materialien für Initiativen, Aktionen, Gottesdienste und Impulse finden. Gemeinden sind eingeladen, dort ihre Projekte einzustellen.

KRITIK AN EXPERTENEMPFEHLUNG

Pflicht zum Lebensschutz

Bischöfe: Ethisch können wir Abtreibungen nicht gutheißen

BONN/WÜRZBURG (KNA) – Der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz hat die Empfehlungen einer Expertenkommission für eine Liberalisierung der bisherigen Abtreibungsregelung kritisiert. Die Bischöfe warnen davor, dass „Grundprinzipien unserer Rechtsordnung verschoben werden“.

Die Bischöfe betonen, es sei ihnen wichtig, die Frauen in ihrer individuellen Situation des Schwangerschaftskonflikts achtsam wahrzunehmen und der Würde der Frau mit Achtung zu begegnen. Zugleich sei es jedoch unverzichtbar, „in diesem Zusammenhang auch die Würde des noch nicht geborenen, aber bereits gezeugten und sich als Mensch entwickelnden Kindes im Mutterleib im Blick zu behalten“.

Die von der Bundesregierung eingesetzte Kommission empfiehlt in ihrem Abschlussdokument, Abtreibungen in den ersten zwölf Schwangerschaftswochen völlig freizustellen. Derzeit ist eine Abtreibung in Deutschland grundsätzlich rechtswidrig. Sie bleibt jedoch straffrei, wenn sie in den ersten zwölf Wochen vorgenommen wird und die schwangere Frau sich zuvor beraten lässt.

Ausdrücklich nicht rechtswidrig ist ein Schwangerschaftsabbruch nach einer Vergewaltigung sowie bei Gefahren für das Leben, die körperliche oder seelische Gesundheit der Schwangeren.

Die Stellungnahme der Bischöfe ist mit dem Titel „Gott ist ein Freund des Lebens“ überschrieben. Die Bischöfe betonen darin, dass es die Pflicht der Bürger und auch die Pflicht der staatlichen Gemeinschaft sei, sich mit allem Nachdruck für den Schutz des menschlichen Lebens vom Anfang bis zum Ende einzusetzen: „In ethischer Perspektive können wir die Abtreibung daher nicht gutheißen und sie auch nicht als eine Normalität menschlichen Lebens akzeptieren.“



▲ Die deutschen Bischöfe betonen, dass neben der Würde der Schwangeren auch die des ungeborenen Kindes im Blick behalten werden muss.
Foto: gem

„Im Einklang mit Weltkirche“

Vier Bischöfe nicht beim Synodalen Ausschuss dabei

BONN (KNA) – Innerhalb des Reformdialogs der katholischen Kirche in Deutschland wollen die Bischöfe von Eichstätt, Köln, Passau und Regensburg auch weiterhin nicht am Synodalen Ausschuss teilnehmen.

Dieses Gremium soll unter anderem bis 2026 die Einrichtung eines Synodalen Rats vorbereiten, in dem Bischöfe und Laien über wichtige innerkirchliche Fragen in Deutschland beraten und beschließen wollen. Dies hatte der Vatikan mehrfach abgelehnt. Dagegen hatte der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz, dem die Ortsbischofe aller 27 Bistümer angehören, die Satzung auf seiner jüngsten Sitzung in Würzburg angenommen.

„In römischen Einsprüchen zum Synodalen Weg in Deutschland war bislang immer wieder deutlich geworden, dass ein ‚Synodaler Rat‘, wie er im Beschluss des Synodalen Weges vorgesehen und formuliert worden war, nicht mit der sakralen Verfassung der Kirche vereinbar sei“, heißt es in einer Erklärung der Bischöfe Gregor Maria Hanke (Eichstätt), Stefan Oster (Passau), Rudolf Voderholzer (Regensburg) und Kardinal Rainer Maria Woelki (Köln).

Die vier Bischöfe würden zunächst das Ende der Weltbischofsynode und deren Ergebnis abwarten, um danach zu entscheiden, „wie es im Einklang mit der Weltkirche zu Umsetzungsschritten hin zu einer synodaleren Kirche kommen kann“.

VIEL PFLEGE UND STREICHELEINHEITEN

„Sie wollte unbedingt leben“

Warum der fränkische Pfarrer Michael Prokschi für eine dreihufige Kuh sorgt

MUDAU (KNA) – Seit fünf Jahren fehlt Kuh Haribo ein Huf. Ihr Besitzer wollte sie einschläfern lassen, damit sie nicht leidet, doch nun kümmert sich ein Pfarrer um sie. Vom Lebenswillen einer Kuh und der Frage nach dem Wert der Tiere.

Wer Kuh Haribo nicht kennt, wird auf den ersten Blick kaum bemerken, dass ihr ein Huf fehlt. Erst wenn sie sich bewegt, fällt es auf. Dann macht sie einen großen Satz nach vorne und fängt sich mit dem gesunden Vorderhuf wieder auf. „Sie hat gelernt, sich auszubalancieren“, sagt Michael Prokschi. Seit fast fünf Jahren kümmert er sich schon um Haribo, mindestens einmal pro Woche.

Dass Haribo heute knapp zehn Jahre alt ist, ist auch ihm zu verdanken. Prokschi ist katholischer Pfarrer in Kirchzell im Dekanat Miltenberg am Rande Unterfrankens im Bistum Würzburg. Seit vielen Jahren pflegt er Beziehungen zur Familie Wörner, die einen Hof in Mudau im Odenwald kurz hinter der Grenze zu Bayern in Baden-Württemberg betreibt. Prokschi hat das Ehepaar Wörner getraut, kam schon damals ab und zu auf dem Hof vorbei – und erfuhr bei einem Besuch im Sommer 2019, dass am Morgen eine trächtige Kuh mit einem fast abgetrennten Huf gefunden wurde.

Wie das passiert ist, weiß niemand genau. „Da stand die Frage im Raum, ob sie eingeschläfert wird,



▲ Pfarrer Michael Prokschi hat die Pflege der dreibeinigen Kuh Haribo übernommen. Sie sind inzwischen ein eingespieltes Team.

sobald das Kalb da ist“, erzählt Prokschi. Nicht in erster Linie aus wirtschaftlichen Gründen. Für Landwirt Michael Wörner ging es vielmehr um die Frage nach dem Wohl der Kuh: Für Fluchttiere sei es schlimm, nicht aufzustehen zu können.

Hinzu kam der Gedanke, ob die zusätzliche Arbeitsbelastung zu stemmen sei, ohne die anderen Kühe und Kälbchen zu vernachlässigen. Schließlich würde Haribo einen abgetrennten Bereich im Stall brauchen und ihr verletztes Bein viel Pflege.

Noch am gleichen Vormittag wurde Haribo der verletzte Huf abgenommen, das Bein geschient und verbunden. „Und die wacht aus der Narkose auf und steht direkt wieder auf“, erinnert sich Landwirt Wörner. Zwei Tage später kam Prokschi erneut zum Hof. „Und dann hab ich die Kuh angesehen und gesagt, dass es eigentlich schade wäre, sie einzuschläfern“, erinnert er sich. „Dann hat der Landwirt gesagt: ‚Was wollen wir mit einer dreibeinigen Kuh? Ich schenke sie dir‘.“

Von da an kommt Prokschi fast jeden Tag auf den Hof und kümmert sich um Haribo. Damit kein Dreck in ihre Wunde kommt, badet er den Stummel und versorgt ihn mit Jodsalbe. Mitglieder aus der Kirchengemeinde stricken Strümpfe,

die über Haribos Verband gezogen werden, damit sie nicht daran nagt. Viele hätten die Kuh sehen wollen, erzählt er: „Das war hier schon fast wie ein Wallfahrtsort.“

Vier Monate lang brauchte Haribo die tägliche Pflege des Pfarrers. „Aber sie hat immer mitgemacht“, sagt Prokschi. „Sie wollte unbedingt leben und macht auch heute nicht den Eindruck, dass sie sich quält oder leidet.“

Nutztier und Lebewesen

120 Kühe leben in Wörners Stall. Hinzu kommen Kälbchen, insgesamt sind es rund 170 Tiere. Die Kühe liefern aber nicht nur Milch, sondern werden auch geschlachtet. „Das macht uns keine Freude“, gibt Wörner zu. „Ihr Leben, auch wenn es kurz ist, muss schön sein.“ Das schließt für ihn mit ein, nicht aus jedem Tier den letzten Cent rauszuholen. Die Kuh sei schließlich ein Lebewesen, nicht nur ein Nutztier.

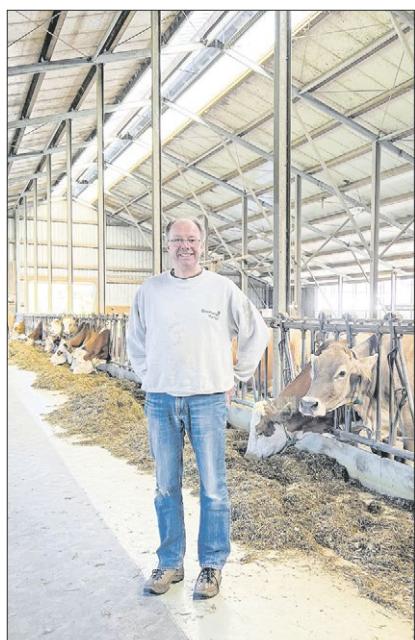
Prokschi sieht das pragmatisch. Dass er eine enge Bindung zu einer Kuh hat, schließt für ihn Fleischkonsum nicht aus. „Es ist nicht so, dass ich Vegetarier geworden bin“, sagt er. „Aber ich brauche es nicht jeden Tag.“ Wichtig seien die Herkunft und dass die Tiere ein gu-

tes Leben gehabt hätten. Dafür wünscht er sich mehr gesellschaftliches Bewusstsein.

Haribo, die mit ihren zehn Jahren schon eine Seniorin unter den Kühen ist, macht trotz fehlenden Hufs einen zufriedenen Eindruck. „Wenn die Haribo mal nicht mehr lebt, ist es bestimmt schwierig, weil sie eine ganz liebe Kuh ist“, sagt Prokschi. Dennoch sei sie eben ein Tier – und Tiere solle man nicht vergöttern. Auch eigenen Friedhöfen für Haustiere steht er skeptisch gegenüber.

Trotzdem genießt er es, sich um Haribo zu kümmern. Die Kuh ist für ihn zu einem Kuscheltier geworden. „Sie ist sehr anschmiegsam“, sagt er. Wenn er am Wochenende zu ihr fährt, ist das auch für ihn selbst Entspannung – etwa dann, wenn er sich zu ihr ins Stroh legt.

Am Ende haben alle davon profitiert, dass Prokschi sich entschlossen hat, sich um die Kuh zu kümmern. Haribo lebt schon etwa doppelt so lange wie andere Kühe in Wörners Stall und zieht mit ihrer Milch auch fremde Kälbchen als Amme auf. Landwirt Wörner hat keine zusätzliche Arbeit, sondern kümmert sich nur um Unterstand und Futter. Und Pfarrer Prokschi hat eine Kuschel-Kuh. Bereut hat er seine Entscheidung nie. *Hannah Kreuer*



▲ Fast jeden Tag besucht Pfarrer Prokschi den Kuhstall auf dem Hof der Familie Wörner.
Fotos: KNA

ROM UND

Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Mai

Für die Ausbildung von Ordensleuten und Priesteramtskandidaten:
... dass Ordensleute und Seminaristen auf ihrem Berufsweg durch eine menschliche, pastorelle, spirituelle und gemeinschaftliche Ausbildung wachsen, die sie zu glaubwürdigen Zeugen des Evangeliums macht.




Während seines Besuchs in Venedig war Papst Franziskus mehrere Male im Motorboot unterwegs. Die Bewohner riefen ihn auf, sich für die Bewahrung ihrer Stadt einzusetzen.

Foto: KNA

Eine Premiere in Venedig

Bei seinem Besuch auf der Biennale geht Franziskus erneut an die Ränder

ROM/VENEDIG (KNA) – Papst Franziskus hat bei seiner eintägigen Reise zur Biennale nach Venedig ein intensives Programm auf sich genommen. In seinen vier Ansprachen blieb er seinen Hauptanliegen treu und setzte zugleich neue Akzente.

Die erste Premiere des Jahres – noch nie zuvor hat ein Papst die Kunstausstellung Biennale in Venedig besucht – wirkte mit Blick auf die in diesem Jahr noch geplanten Reisen des Pontifex wie eine gelungene Generalprobe. In der Lagunenstadt zeigte sich Franziskus bestens gelaunt und verhältnismäßig fit.

Seine Begegnung mit Künstlern und Insassinnen in der Frauenhaftanstalt Venedigs setzte alte und neue Akzente. Anknüpfend an den Konzilspapst Paul VI. (1963 bis 1978) beschwore er eine neu zu entdeckende Nähe von Kirche und zeitgenössischer Kunst. Zugleich mahnte er die Kunstschauffenden, sich nicht von den Bedingungen des Marktes ihre Kreativität rauben zu lassen.

Ansonsten folgten seine Gesten und Ansprachen jenen Schwerpunkten, die seine Amtszeit seit nunmehr elf Jahren ausmachen. So ging er auch in Venedig zunächst „an die Ränder“. Ausgangspunkt war für ihn die Insel Giudecca, die Schmud-

delseite der Lagunenstadt. Auf dem etwas abseits gelegenen Inselstrang entsorgten die Venezianer einst ihren Müll; das Gift liegt dort bis heute. Und noch immer leben dort in schimmeligen Sozialwohnungen Menschen, die als Kellner oder Reinigungskräfte das Weltwunder Venedig am Laufen halten.

Mit dem Gesetz in Konflikt

Zudem ist die Giudecca die Insel der Verurteilten. In dem Gefängnis, das der Vatikan als Ausstellungspavillon für sich entdeckte, versuchten Nonnen schon im 19. Jahrhundert, Frauen, die mit dem Gesetz in Konflikt gekommen waren, auf den Pfad der Tugend zurückzubringen. Die Begegnung von Franziskus mit den Insassinnen war von Herzlichkeit und Emotionen geprägt. Es schien, dass ihm dieser Teil mehr am Herzen lag als die innovative Rede über das Miteinander von Kirche und Kunst.

Herzlich war auch die Begegnung mit den Jugendlichen aus der Region Veneto auf der zweiten Insel, im Stadtteil Dorsoduro. Wie so oft bei seinen Begegnungen mit jungen Menschen standen einfache Botschaften im Mittelpunkt. „Nimm das Leben in die Hand, misch dich ein. Mach den Fernseher aus und öffne das Evangelium; lass dein

Handy liegen und triff Menschen!“, lautete der Appell des Papstes.

Erst am Ende seines Besuchs betrat er Venedigs prachtvolle Hauptinsel. Über eine Pontonbrücke fuhr er mit einem elektrischen Papamobil bis zum Markusplatz. Seine Predigt dort vertiefte zwei Dauerthemen seines Pontifikats: zunächst die Ökologie und dann die Vision des christlichen Glaubens, der nichts Statisches habe, sondern stets in Dialog und in Bewegung bleibe und weitergegeben wird.

Die durch den Klimawandel bedrohte Lagunenstadt Venedig und die Region Veneto, die als ein Kraftzentrum der Kirche Italiens gilt, bot für beides eine Steilvorlage. Der Appell des Papstes, sich tatkräftig für die Bewahrung ihrer Stadt einzusetzen und als Christen nicht zu vertrocknen, sondern einen lebendigen Glauben zu praktizieren, quittierten die Venezianer mit Applaus.

Arbeit ist nicht einfach

Die letzten Worte von Franziskus nach dem Gottesdienst machten noch einmal deutlich, dass er sich der anstehenden Herausforderungen bewusst ist. Wie immer bat er die Anwesenden, für ihn zu beten – und fügte dann die Worte hinzu: „Für diese (meine) Arbeit, die nicht einfach ist.“

Ludwig Ring-Eifel

TEILNEHMER AUS 90 LÄNDERN

Pfarrer beraten über Reform-Themen

ROM (KNA) – Rund 200 katholische Pfarrer aus allen Erdteilen kommen in Rom zusammen, um über die Zukunft der Seelsorge zu beraten. Dem vatikanischen Synodensekretariat zufolge sollte das Treffen der Priester aus rund 90 Ländern in dieser Woche in Sacrofano bei Rom stattfinden und den Titel „Pfarrer für die Synode“ tragen.

Zum Abschluss war am Donnerstag eine Begegnung mit Papst Franziskus im Vatikan vorgesehen. Aus Deutschland nahmen die Pfarrer Matthias Hembrock (Bistum Münster), Joachim Thull (Erzbistum Köln) und Bernhard Waltner (Bistum Augsburg) teil. Neben den Pfarrern waren auch rund 20 Experten und Theologen dabei, darunter der deutsche Jesuit Clemens Blatttert, der tschechische Theologe Tomáš Halík sowie sechs Frauen.

Weltweit gibt es mehr als 220 000 Pfarrgemeinden, von denen etwa 160 000 von Pfarrern geleitet werden. In den Beratungsprozessen der Kirche spielte diese Gruppe bisher kaum eine Rolle.

DIE WELT



MIT DEM SCHLÜSSEL ZUM „KONKLAVE“

Eingesperrt bei Wasser und Brot

Gregor X. regelte vor 750 Jahren auf dem Konzil von Lyon die Umstände der Papstwahl

ROM (KNA) – Papst Franziskus hat zuletzt dementiert, er wolle die Papstwahlnormen ändern – obwohl Fachleute drängen. Entscheidend geprägt wurde das exklusive Wahlverfahren vor 750 Jahren nicht in Rom, sondern in Lyon.

„Extra omnes!“ – „Alle hinaus!“ Mit diesen Worten des Zeremonienmeisters beginnt das wohl exklusivste Wahlverfahren der Welt, jenes für einen neuen Papst. Ganz so geheimnisvoll wie früher ist das so genannte Konklave nicht mehr, seit Journalisten und der Pontifex selbst daraus berichtet haben. Festgeschrieben wurde das Verfahren von Papst Gregor X. 1274 beim Zweiten Konzil von Lyon.

Bereits das III. Laterankonzil hatte 1179 entschieden: Ein Papst gilt dann als gewählt, wenn er die Zweidrittelmehrheit der anwesenden Kardinäle erhält. Auch legte man fest: Einen Papst wählen dürfen nur Kardinäle – während in früheren Jahrhunderten auch das römische Volk beteiligt war. Zudem sollte eine Wahl so zügig wie möglich erfolgen. Dies erwies sich als schwieriger.

Fest gefügte Parteiungen

Vom elften bis zum 13. Jahrhundert hatte das römische Papsttum eine große Machtfülle entfaltet. Damit geriet der Stuhl Petri wegen seiner Einfluss- und Einnahmemöglichkeiten zum einen ins Visier römischer Adelsfamilien. Zum anderen wollten der Kaiser sowie die Könige Frankreichs und Neapels ein Wörtchen mitreden. Was dazu führte, dass Papstwahlen wegen fest gefügter Parteiungen unter den Kardinälen monatelang dauerten. Starke Persönlichkeiten und die kleine Zahl des Kollegiums erschwerten die Wahlen zusätzlich.

Als erstes Konklave überhaupt gilt die Papstwahl von 1241. Weil die

zehn Kardinäle zwischen Papsttum und Kaiser gespalten waren – Friedrich II. hatte zwei ihm nicht genehme Kandidaten gefangengesetzt –, sperrte der römische Senator Matteo Rosso Orsini die Kirchenmänner in einen verfallenen Palast. Die Idee dazu kam ihm aus der Praxis italienischer Stadtkommunen, deren Obere hinter verschlossenen Türen frei von äußeren Einflüssen und innerem Parteienstreit ihre Ämter besetzten.

Gezerre nach Clemens IV.

Der quasi unter Haftbedingungen gewählte und dadurch auch geschwächte Coelestin IV. regierte jedoch nur etwa zwei Wochen. Sein Nachfolger Innozenz IV., gewählt erst 1243 nach fast zwei Jahren Sedisvakanz, musste wegen des Streits mit den Kaisertreuern gar nach Lyon fliehen. Das Fass zum Überlaufen brachte dann das Gezerre nach dem Tod Clemens' IV. Ende November 1268 in Viterbo, nördlich von Rom.

Wie üblich trat das Kardinalskollegium am Sterbeort des Papstes zusammen. Als die Eminenzen sich nach eineinhalb Jahren immer noch nicht geeinigt hatten, schloss sie der „Capitano del popolo“ von Viterbo

im Juni 1270 im Bischofspalast ein und ließ das Dach abdecken. Sommerhitze und Regen sollten die Herren an die Dringlichkeit ihrer Aufgabe erinnern. Es heißt, die Prälaten hätten sich Holzhütten gegen die Unbilden des Wetters gebaut.

Dennoch endete die längste Sedisvakanz der Geschichte – sie dauerte 33 Monate und zwei Tage – erst am 1. September 1271: mit der Wahl des Kompromisskandidaten Tebaldo Viscontis, selbst kein Kardinal – nicht einmal Priester – und damals in Jerusalem weilend. Gregor X., wie er sich nannte, hatte aus dem Druck der weltlichen Autoritäten von Rom und Viterbo, denen allzu lange Sedisvakanz auch wirtschaftlich schadeten, seine Lehren gezogen. Er bereitete alsbald den Erlass „Ubi periculum“ (Wo Gefahr ist) vor, den er 1274 dem II. Konzil von Lyon vorlegte.

Wesentliches Merkmal des Erlasses ist: Die Wahlberechtigten werden solange eingeschlossen (cum clave – mit einem Schlüssel), bis sie sich auf einen neuen Papst geeinigt haben. Kein Kardinal durfte das Konklave verlassen, außer er wurde schwer krank. Eingänge wurden bewacht. Jeder Kardinal durfte einen oder maximal zwei Diener mitnehmen.

War nach drei Tagen keine Wahl getroffen, gab es fünf Tage lang nur zwei Mahlzeiten täglich, danach allein Brot, Wasser und Wein. Das wichtigste Druckmittel, um die Wahl eines Papstes zu beschleunigen, war allerdings ein finanzielles. Gregor wies an, den Kardinälen während des Konklaves kein Gehalt mehr auszuzahlen.

Damit machte sich der Papst bei den Kardinälen auf dem Konzil in Lyon, das vom 7. Mai bis zum 17. Juli dauerte, unbeliebt. Um „Ubi periculum“ Anfang November schließlich doch durchsetzen zu können, musste er zunächst etliche Bischöfe auf seine Seite ziehen.

Zähneknirschend gebeugt

Die äußeren Umstände einer Papstwahl waren damit geregelt, nicht jedoch das Verfahren selbst. Dazu gab es drei Varianten: 1. „Per scrutinium“ sammelten drei Stimmzähler alle Stimmen geheim ein und verkündeten anschließend das Ergebnis. So geschieht es auch heute noch weitgehend. 2. „Per compromissum“ übertrugen die anwesenden Kardinäle das Wahlrecht einem ebenfalls dreiköpfigen Wahlgremium – und mussten sich dessen Entscheidung gegebenenfalls zähneknirschend beugen. 3. Eher selten wurde der neue Papst „quasi per inspiratum“ von den Kardinälen durch allgemeine Zustimmung gewählt.

Zwar setzten einige Päpste „Ubi periculum“ bald darauf außer Kraft. Doch seitdem 1294 Papst Coelestin V. den Erlass erneut für gültig erklärte, ziehen die papstwahlberechtigten Kardinäle regelmäßig ins Konklave. Einige Jahrhunderte am jeweiligen Sterbeort des Papstes, dann lange im damals noch päpstlichen Quirinalspalast in Rom. Und erst seit 1878 in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan.

Roland Juchem



Aus meiner Sicht ...



Clemens Mennicken ist ausgebildeter Redakteur, seit 2012 Priester und seit Herbst 2022 leitender Pfarrer des Pfarrverbands Nürnberg-Südwest/Stein.

Clemens Mennicken

Mit seinen Augen die Welt sehen

Kunst und Kirche – das gehörte einmal zusammen. Bereits die frühen Christen, die ihre Verstorbenen in den Katakomben bestatten ließen, fertigten Kunst. Mit einfachen Bildern und Symbolen versuchten sie darzustellen, was nur schwer auszudrücken ist: das Geheimnis der Erlösung. Später gaben Päpste und Kirchenfürsten über Jahrhunderte hinweg Kunst gezielt in Auftrag. Die europäische Kunstgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit lässt sich nicht ohne den Beitrag der Kirche schreiben.

Davon ist in unserer Zeit wenig übriggeblieben. Natürlich gibt es auch heute noch Künstler, die in ihren Werken christliche Motive aufgreifen und die biblische Botschaft

mit künstlerischen Mitteln ins Heute übersetzen. Die Maßstäbe in der Kunstszenen werden aber sicher woanders gesetzt. Vielfach stellt sich der Eindruck einer großen Sprachlosigkeit zwischen Kirche und Kunstbetrieb ein.

Aufhorchen lässt daher der Pavillon des Heiligen Stuhls bei der Biennale – der ältesten Ausstellung zeitgenössischer Kunst, die alle zwei Jahre in Venedig gezeigt wird. Der Vatikan hat sich für ein Frauengefängnis auf der Insel Giudecca als Ausstellungsstadt entschieden. Die Wahl dieser Anstalt ist aber nicht nur als öffentlichkeitswirksamer Rahmen gedacht. Denn die dort ausgestellten Werke sind auch im Dialog mit gefangenen Frauen und ihren Lebensgeschichten entstanden.

Dazu passt das Thema des Pavillons: „Mit meinen Augen“. Beim Besuch des Frauengefängnisses bezog Papst Franziskus dieses Motto auf die tiefe menschliche Sehnsucht, gesehen zu werden. Jesus selbst stellte mit seinem liebenden Blick diese Sehnsucht und lehrt uns einen behutsamen Blick auf das Leben. Insofern könnten der vatikanische Pavillon und der Besuch des Papstes wichtige Impulse setzen.

Wenn Kunst nicht nur dekorativen Charakter hat, sondern dem Menschen hilft, sich selbst zu sehen und zu verstehen, dann ist der künstlerische Beitrag der Kirche unverzichtbar: Eine Kunst, in der der Mensch nicht nur auf sich selbst verwiesen bleibt, sondern auch über sich hinausgehoben wird.



Bernd Posselt ist seit Jahrzehnten in der Europapolitik tätig, Präsident der Pan-europa-Union Deutschland und Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe.

Bernd Posselt

Der Oman im Visier des Irans

Im Jahr 1970 stürzte der erst 30-jährige Kronprinz Quabus bin Said von Oman seinen Vater, der so reaktionär war, dass er das Tragen von Brillen verbot. Der junge Sultan musste zuerst einen Bürgerkrieg durchstehen, doch dann reformierte und öffnete er sein Land am persisch-arabischen Golf, das immerhin so groß ist wie Frankreich. Ich gehörte zu den ersten Europäern, die die Gelegenheit hatten, das lange abgeschottete Sultanat zu besuchen und die Aufbruchsstimmung dort zu erleben.

Der junge Monarch erkannte hellsichtig die Bedrohung, die in der Golfregion – und nicht nur dort – sowohl vom expansionistischen Sowjet-Kommunismus als auch vom Mullah-Regime im schiitischen Iran ausging. Die

Omanis hängen dem Ibadismus an, einer sehr toleranten Spielart des Islam. In der Hauptstadt Muscat ließ der Sultan auf eigene Kosten eine katholische Kirche errichten, wo ich oft mit Indern aus der einstigen portugiesischen Kolonie Goa die Heilige Messe feiern durfte.

Damals rechneten westliche Strategen ständig mit der Gefahr einer Sperrung der Meerenge von Hormus zwischen dem Golf und dem Indischen Ozean. Mehrfach bewunderten wir dort die riesigen Tankschiffe, in denen Öl, Gas und wichtige Mineralien in die westliche Welt transportiert wurden, und bemühten uns, das internationale Bewusstsein für die Gefahr einer Rohstoffpressung zu schärfen. Heute droht dies genauso wieder.

Das Vorherrschaftstreben des Irans reicht inzwischen mithilfe der radikalen Schiiten im Irak, des syrischen Regimes, der Hisbollah im Libanon und der Hamas im mediterranen Gaza-Streifen bis hin in den Jemen, wo Teheran massiv die Huthi-Rebellen unterstützt.

Deshalb ist es höchste Zeit, sich wieder intensiver um den lange vernachlässigten Oman zu kümmern. Weil dort stabile und friedliche Verhältnisse herrschen, hat dieser Staat schon länger keine Schlagzeilen mehr gemacht. Seine Friedensbemühungen im Dialog mit Israel gehören zu jenen positiven Entwicklungen, die die Hamas am 7. Oktober 2023 mit ihrem Überfall auf den jüdischen Staat zerstören wollte.



Karl Birkenseer ist Redakteur der Regensburger Ausgabe der Katholischen SonntagsZeitung.

Karl Birkenseer

Rechtschreib-Desaster, neue Folge

Dass die junge Generation mit der deutschen Rechtschreibung auf Kriegsfuß steht, ist mittlerweile leider ein Jahrzehntealtes Phänomen. Bereits mehrere „junge Generationen“ hintereinander traten mit einem eklatanten Mangel an Wissen über Orthografie und Interpunktionsfehler auf. Alle Beschwerden von Arbeitgebern, Vorgesetzten oder Kollegen über diesen Sprach- und Kulturverfall nutzen offenbar nichts, denn die Mängelserie pflanzt sich munter von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fort.

Allerdings kann man die Rechtschreibdefizite nicht den nachwachsenden Generationen selber ankreiden. Denn Schuld daran sind die Kultusministerien mit ihrer seit den

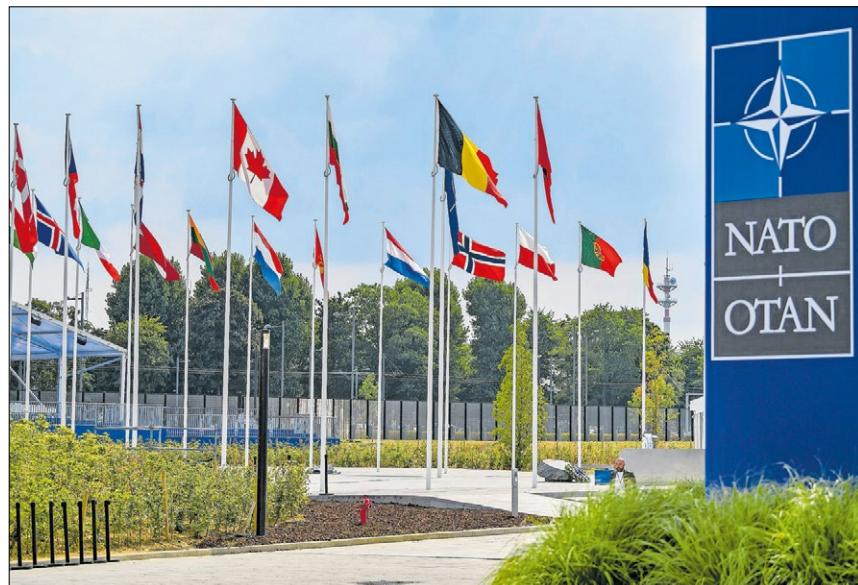
1970er Jahren zunehmenden Hörigkeit gegenüber didaktischen Experimenten, die alle darauf hinauslaufen, Fehler nicht mehr als Fehlleistungen, sondern als systembedingte Fallstricke wahrzunehmen, vor denen das geplagte Kind geschützt werden muss.

Wenn nun Schleswig-Holstein in den erlauchten Kreis jener Bundesländer eintritt, in denen Rechtschreibfehler an den Schulen nicht mehr gezählt werden sollen, dann scheint das für sich genommen keine große Sache zu sein. Denn wahr ist, dass auch Bayern und Sachsen bereits so verfahren. Als einzelnes Indiz für ein groß angelegtes Desaster kann die Kieler Entscheidung aber doch taugen: Statt endlich das Ruder herumzurei-

ßen und der Rechtschreibung wieder ihren grundlegenden Stellenwert zurückzugeben, beschleunigt man die Serie an Fehlentwicklungen noch, indem man ihr eine weitere Folge kultusministerieller Willkür hinzufügt.

In der antiken Geschichtsbetrachtung wird das Ende der Römischen Republik mit der Unfähigkeit erklärt, gegen die durchaus erkannten Ursachen des Verfalls aktiv anzugehen. Genauso ist es mit der deutschen Rechtschreibung. Lieber hören wir auf die Erben altlinker Ideologien, die jede Art von Ordnung – in Gesellschaft, Religion oder Sprache – als Angriff auf die Selbstbestimmung geißeln, als dass wir beherzt beenden, was Jahrzehntelang falsch gelaufen ist.

Leserbriefe



▲ 75 Jahre nach ihrer Gründung besteht die Nato aus 32 Staaten. Foto: gem

Naive Sichtweise

Zu „Ein transatlantisches Bündnis“ (Die Woche) in Nr. 13:

Im Untertitel zu diesem Beitrag heißt es: „Nato will weltweite politische Sicherheit und Stabilität erreichen“. Diese Sichtweise finde ich arg einseitig und auch etwas naiv. Es gab ja bereits militärische Konflikte zwischen den Nato-Partnern Türkei und Griechenland. Zypern ist deswegen immer noch ein geteiltes Land.

Außerdem haben die USA einige Kriege mehr oder weniger im Alleingang geführt, bei denen es nicht um

Sicherheitsinteressen, sondern um politische und Machtinteressen ging. Auch Frankreich und England haben rein aus politischen Gründen in Libyen militärisch interveniert und dort ein Chaos hinterlassen.

Der russischen Regierung zu unterstellen, sie würde die Sicherheit von Nato-Staaten gefährden, ist Propaganda. Wladimir Putin wollte nie einen Nato-Staat angreifen, er wollte verhindern, dass die Ukraine in die Nato aufgenommen wird. Das ist etwas anderes, denn es geht dabei um Sicherheitsinteressen Russlands.

Joachim Gerum, 87654 Friesenried

Dem Abgrund zu

Zu „Bürgerunfreundliche Politik“ (Leserbriefe) in Nr. 14:

Der Zuschrift von Frau Pilcher stimme ich voll zu. Statt die grün-rote Politik und die sie tragenden Parteien aufgrund ihrer Abtreibungs- und Familienpolitik als nicht wählbar zu bezeichnen, laufen die Kirchen dem Zeitgeist hinterher. Die gesellschaftspolitischen Folgen der grün-roten Regierungsverantwortlichkeiten führen uns immer mehr dem Abgrund zu. Das ist täglich spürbar.

Johann Gerstmayr,
86424 Dinkelscherben



▲ Die Politik von Bündnis 90/Die Grünen und SPD führt zu Deutschlands Niedergang, meint unser Leser.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor.

Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Handy schädlich?

Zu „Gemeinsam verschieden“ in Nr. 14:

In einer Broschüre für Ärzte findet sich ein Hinweis auf das Projekt GERONIMO. Dessen wissenschaftliche Datenanalyse ergibt Anhaltspunkte für einen Zusammenhang zwischen der Handynutzung durch die Mutter während der Schwangerschaft einerseits und Verhaltensauffälligkeiten beim Kind, Problemen bei Sprachentwicklung und motorischen Fähigkeiten, der Schwangerschaftsdauer und dem Risiko einer Frühgeburt andererseits.

Das Studienprojekt GERONIMO führt ferner Beobachtungen zu vermehrter Verhaltensauffälligkeit von Kindern und Jugendlichen bei erhöhter Strahlenexposition an und bezieht sich auf länger dauernde Telefonate dieser Personengruppe. Das Risiko lässt sich eigentlich leicht reduzieren: Unterwegs mehr Kontakt mit dem ungeborenen und dem geborenen Leben halten, zu Hause kabelvernetzt telefonieren und surfen.

In dieselbe Richtung geht die „Leitlinie zur Prävention dysregulier-

ten Bildschirmmediengebrauchs in Kindheit und Jugend“. Sie wird von der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendmedizin und zehn weiteren, überwiegend medizinischen Fachgesellschaften und Verbänden sowie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung getragen. Auch darin wird auf die Gefahr von Entwicklungs- und Verhaltensstörungen durch zu viel Bildschirmzeit hingewiesen.

Gertraud Hofmann,
84307 Eggenfelden



▲ Immer wieder hört man, Handynutzung sei gesundheitsschädlich. Wissenschaftlich bewiesen ist das nicht.

**Einsendeschluss:
21. Juni 2024**

Berühmte Komponisten

Gewinnen Sie 1 x 300 Euro,
1 x 200 Euro und 1 x 100 Euro
sowie 30 attraktive Sachpreise

So können Sie gewinnen:

Tragen Sie 15 Wochen lang den Buchstaben, der neben der richtigen Antwort steht, an der vorgesehenen Stelle auf dem Gewinnspielcoupon ein.

Schneiden Sie den fertig ausgefüllten Original-Gewinnspielcoupon (von Heft Nr. 9) aus und senden Sie ihn bis spätestens 21. Juni 2024 an uns.

Bitte senden Sie keine Einzellösungen!

10. Rätselfrage

Heute suchen wir einen berühmten italienischen Komponisten, der im Zeitalter des Barock lebte. Er wurde im Jahr 1678 in Venedig geboren und starb mit 63 Jahren in Wien. Er war sogar ein geweihter Priester, verlegte sich allerdings nach wenigen Jahren fast gänzlich auf die Musik. Zu Lebzeiten schrieb er viele Kirchenlieder, Stücke für die Violine und mehr als vierzig Opern. Sein berühmtestes Werk sind die „Vier Jahreszeiten“.

F Giacomo Puccini

T Antonio Vivaldi

O Giuseppe Verdi

Frohe Botschaft

Sechster Sonntag der Osterzeit

Erste Lesung

Apg 10,25–26.34–35.44–48

Als Petrus in Cäsaréa beim Hauptmann Kornélius ankam, ging ihm dieser entgegen und warf sich ihm ehrfürchtig zu Füßen. Petrus aber richtete ihn auf und sagte: Steh auf! Auch ich bin nur ein Mensch.

Da begann Petrus zu reden und sagte: Wahrhaftig, jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist.

Noch während Petrus redete, kam der Heilige Geist auf alle herab, die das Wort hörten. Die gläubig gewordenen Juden, die mit Petrus gekommen waren, konnten es nicht fassen, dass auch auf die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegos sen wurde. Denn sie hörten sie in Zungen reden und Gott preisen.

Petrus aber sagte: Kann jemand denen das Wasser zur Taufe verweigern, die ebenso wie wir den Heiligen Geist empfangen haben? Und er ordnete an, sie im Namen Jesu Christi zu taufen. Danach baten sie ihn, einige Tage zu bleiben.

Zweite Lesung

1 Joh 4,7–10

Geliebte, wir wollen einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist Liebe.

Darin offenbarte sich die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.

Darin besteht die Liebe: Nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat.

Evangelium

Joh 15,9–17

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe.

Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird. Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.

Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage. Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.

Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch auf macht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt. Dann wird euch der Vater alles geben, um was ihr ihn in meinem Namen bittet.

Dies trage ich euch auf, dass ihr einander liebt.

►

Mit der Taufe des Hauptmanns Kornélius öffnet sich das Christentum den Nichtjuden, den Heiden. Die römische Marmorbüste stammt aus der Entstehungszeit der Apostelgeschichte im ersten Jahrhundert.

Foto: gem



Gedanken zum Sonntag

Eine Liebe, die stärker ist als der Tod

Zum Evangelium – von Pastoralreferent Werner Kleine



In den Schriftlesungen vom sechsten Sonntag der Osterzeit ist viel von Liebe die Rede – und davon, dass wir einander lieben sollen. Liebe ist ein großes Wort, das vielen allzu leicht über die Lippen kommt. Oft wird damit ein romantisches Gefühl verbunden oder eine Art von „lieb sein“, das Konflikte vermeidet.

Auch Gott soll, oft als „lieber Gott“ angesprochen, möglichst anspruchslos sein, dafür aber als Vollversorger auftreten, der dem Menschen jegliche Last abnimmt. Tut er das nicht, wendet sich der Mensch enttäuscht ab und droht seinerseits

mit Liebesentzug. Das ist eine fatale Vertauschung der Rollen, in der der Mensch letztlich Gott nach seinem Bild erschafft und nicht das nach dem Bild Gottes erschaffene Geschöpf ist. Wer sind wir, dass wir Gott sagen könnten, wie er uns gegenüber zu sein habe?

Kein Zweifel: Der Autor des Johannesbriefes stellt unumwunden fest: Gott ist Liebe. Aber was ist Liebe? Zweifelsohne kein Gefühl wohliger Befindlichkeit, denn der Johannesbrief fährt fort: „Darin besteht die Liebe: Nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat“ (1 Joh 4,10). Die Sühne für unsere Sünden ist eine von vielen Deutemöglichkeiten des Todes Jesu, die im Neuen Testament zu finden sind.

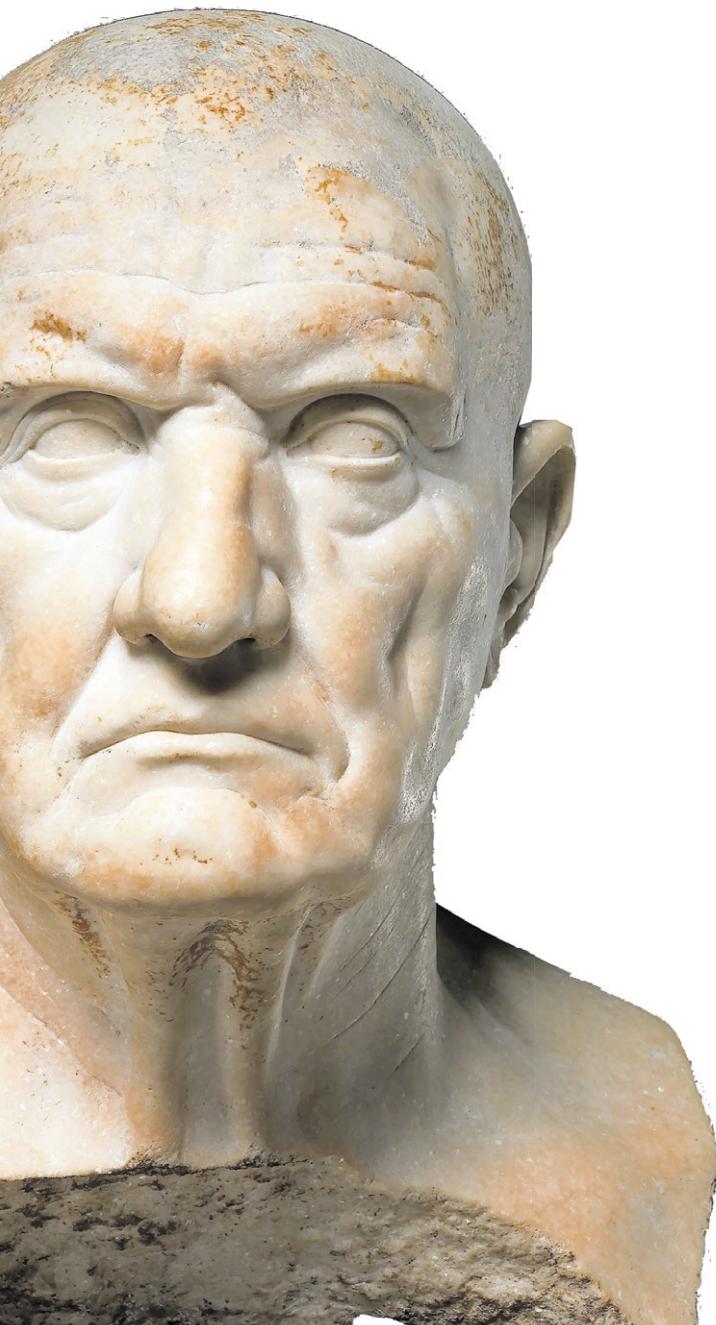
Die Sünde ist das Leben in der Trennung von Gott. Und tatsächlich erscheint Gott ja zuerst fern – wären da nicht der Kreuzestod und die Auferstehung Jesu. Jesus stirbt wie ein Gottverlassener und wird doch von Gott gerettet – was könnte das andere bedeuten, als dass sich Gott in Jesus selbst völlig mit unserem menschlichen Sein und Schicksal identifiziert? Wenn das im Tod gilt, gilt das auch in der Auferstehung.

Gott leidet in Jesus aus lauter Liebe, damit wir begreifen, dass er unser Heil will. Das ist nicht lieb, das ist Liebe, die den Tod verachtet um der Geliebten willen. Schon im Hohelied, einem bemerkenswerten Text des altehrwürdigen Bundes, heißt es: „Leg mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm, denn stark wie der Tod ist

die Liebe, die Leidenschaft ist hart wie die Unterwelt! Ihre Glüten sind Feuerglüten, gewaltige Flammen“ (Hld 8,6).

Eine solche Liebe ist stark, groß, überwältigend – viel mehr als einfaches „lieb Sein“. Wer so liebt, wird alles für die Geliebten tun. Nicht weniger fordert Jesus von uns, wenn er im Evangelium die Seinen auffordert: „Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe“ (Joh 15,12).

Was für eine Zumutung: Jesus verlangt keine anbetende Verehrung, sondern eine Nachahmung seiner Liebe. Kann man das? Und was, wenn man jemanden nicht mag? Wer dem Gebot Jesu folgt, muss lernen, dass man sicher nicht alle mögen muss; man muss sie nur lieben.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, sechste Osterwoche

Sonntag – 5. Mai

Sechster Sonntag der Osterzeit

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierlicher Schlusssegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 10,25-26.34-35.44-48, APs: Ps 98,1.2-3b.3c-4, 2. Les: 1Joh 4,7-10, Ev: Joh 15,9-17

Montag – 6. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 16,11-15, Ev: Joh 15,26 – 16,4a; **Messe vom Bitttag** (auch Dienstag und Mittwoch, violett, MB II² 272; ML VIII 298-302, Prf Osterzeit)

Dienstag – 7. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 16,22-34, Ev: Joh 16,5-11

Mittwoch – 8. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 17,15.22 – 18,1, Ev: Joh 16,12-15

Donnerstag – 9. Mai

Christi Himmelfahrt

M. v. Hochfest, Gl, Cr, eig. Prf, i. d. Hg I-III eig. Einschub, feierl. Schlussegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 1,1-11, APs: Ps 47,2-3.6-7.8-9, 2. Les: Eph 1,17-23 oder 4,1-13 (oder 4,1-7.11-13), Ev: Mk 16,15-20

Freitag – 10. Mai

Hl. Johannes von Ávila, Priester und Kirchenlehrer

Messe vom Tag, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt (weiß); Les: Apg 18,9-18, Ev: Joh 16,20-23a; **Messe vom hl. Johannes, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Samstag – 11. Mai

Messe vom Tag, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt (weiß); Les: Apg 18,23-28, Ev: Joh 16,23b-28

Gebet der Woche

Allmächtiger, ewiger Gott,
erfülle uns mit Freude und Dankbarkeit,
denn in der Himmelfahrt deines Sohnes
hast du den Menschen erhöht.
Schenke uns das feste Vertrauen,
dass auch wir zu der Herrlichkeit gerufen sind,
in die Christus uns vorausgegangen ist,
der in der Einheit des Heiligen Geistes
mit dir lebt und herrscht in alle Ewigkeit.

Tagesgebet zum Hochfest Christi Himmelfahrt

Glaube im Alltag

von Pastoralreferent
Anton Stegmair

Woran denken Sie, wenn Sie „Madonna“ hören? Viele werden gleich an den Superstar aus der Popmusik denken. Als Christen kommt uns da wohl mehr die Frau in den Sinn, die in diesem „Marien“-Monat im Mittelpunkt unserer kirchlichen Verehrung steht: Maria, Maienkönigin.

Wer war diese Frau? Nur an sehr wenigen Stellen in den Evangelien wird sie genannt. Und doch wäre ohne sie die Heilsgeschichte nicht so verlaufen, wie sie ist. Entscheidend war zuallererst ihr freies Ja zum Muttersein, auch wenn sie sich wohl nicht ausmalen konnte, was dies für ihr Leben bedeutete.

Gott selbst, so deutet uns die Heilige Schrift, wurde in Jesus Mensch, um uns als Bruder ganz nah zu sein. Mit menschlichem Denken ist es nicht nachvollziehbar, was diese wunderbare Aussage bedeutet. Daher gibt es viele bildliche Darstellungen davon, um sich diesem Geheimnis anzunähern.

So haben wir viele Darstellungen von Maria in der Kunstgeschichte. Maria als Himmelskönigin oder als Herrscherin, die ihren Sohn stolz auf dem Schoß hält und ihn der ganzen Welt zeigt. Wir kennen aber auch Mariendarstellungen, die sie schmerzgebeugt unter dem Kreuz stehend zeigen, wo sie bis zuletzt bei ihrem Sohn ausharrte.

Kürzlich brachte eine kleine Delegation der Augsburger Abteilung Weltkirche Bischof Bertram Meier eine etwas andere geschnitzte Marienstatue aus Kenia mit: Maria als junge Frau in der typischen Kleidung der Frauen der Gabras. Einer Volksgruppe, die noch weitgehend nomadisch im kargen Norden Ke-



Foto: pba

nias lebt. Ihr Kind hält sie nicht vor sich auf dem Schoß. Sie trägt es, wie viele kenianische Mütter ihre Kinder, in einem Tuch auf dem Rücken gebunden. Fest eingepackt schaut der Kleine über die Schulter seiner Mutter zum Betrachter. Eine wunderschöne Darstellung, die mir vor allem die menschliche Seite der Mutterschaft Mariens vor Augen führt.

Ich stelle mir vor, wie Jesus ganz normal in einer Familie aufgewachsen ist und vermutlich die ersten Jahre seines Lebens von Maria ebenso in einem Tuch auf dem Rücken getragen wurde. Noch enger kann die menschliche Beziehung von Mutter und Kind nicht ausgedrückt werden. Mit seiner Mutter erlebte das Kind schon von klein an das tägliche Leben, mit seinen Mühen und Beschwerlichkeiten, aber auch mit seinen Freuden.

Maria, eine Frau aus dem Volk Israel, und Maria aus dem Volk der Gabras in Kenia. Zwei Welten, aber eine Verbindung: die Mutterliebe, die in fast allen unserer Mariendarstellungen zum Ausdruck kommt.

Denken wir die Jesusgeschichte zu Ende, dann erhält Maria ihren Sohn nach seinem Tod wieder in einem Tuch, aber dieses Mal in den Schoß gelegt. Eine Liebe, die vom Anfang bis zum Ende durchträgt. Für mich ein wunderbares Bild für die Liebe des Menschen zu Gott – und für die Liebe Gottes zum Menschen, denn er ist es, der uns alle, meist unbemerkt, durch das Leben trägt.

Maria hilf!

In dem Ort, in dem Lilly wohnt, gibt es eine große Wallfahrtskirche. Lilly betrachtet dort gerne die vielen Votivtafeln an den Wänden. Auf ihnen steht „Maria hat geholfen!“ oder „Dank sei dir, Maria“. Menschen haben die Tafeln aufgehängt, weil sie davon überzeugt sind, dass die Gottesmutter geholfen hat. Zum Beispiel bei einer schlimmen Krankheit. Oder nach einem schweren Unfall. Die Tafeln sind oft schön bemalt und einige zeigen Bilder davon, was passiert ist. Die meisten Votivtafeln sind sehr alt. Aber es gibt auch ein paar neuere.

Lilly überlegt, woher die Menschen wissen, dass es die Muttergottes war, die geholfen hat. Der Kranke hatte vielleicht nur einen guten Arzt – oder einfach Glück. Sie nimmt sich vor, den Pfarrer in der nächsten Reli-Stunde danach zu fragen.

Doch als sie am Montag in die Schule kommt, ist alles anders. Die Lehrerin empfängt ihre Klasse mit ernstem Gesicht. Sie sagt: „Eva hatte einen schlimmen Fahrradunfall. Sie ist im Krankenhaus.“ Lilly und die anderen Kinder sind erschrocken. Alle mögen Eva gerne. Lilly hat einen dicken Kloß im Hals. „Können wir sie besuchen?“, fragt sie. Die Lehrerin schüttelt den Kopf. „Auf der Intensivstation sind nur die engsten Familienangehörigen als Besucher erlaubt“, sagt

sie. „Aber wir können eine Karte mit guten Wünschen für Eva basteln.“ Nach der Schule radelt Lilly immer an der Kirche vorbei. Heute hält sie dort an. Wenn die Muttergottes so vielen Menschen geholfen hat, dann ist es doch einen Versuch wert, findet sie. Vor dem Marienaltar zündet Lilly eine Kerze an und betet für Eva. Und am nächsten Tag gleich nochmal. Und am Tag darauf wieder. Jeden Tag nach der Schule zündet sie jetzt eine Kerze an und spricht ein kurzes Gebet.

Und sie ist nicht die Einzige, die für Eva betet. Evas Eltern verbringen die

meiste Zeit im Krankenhaus bei ihrer Tochter. Dort gibt es eine kleine Kapelle. Evas Mama geht jeden Tag dorthin und bittet die Gottesmutter um Hilfe. Immer wenn sie betet, wird sie ganz ruhig. Ihre Angst wird kleiner und ihre Hoffnung größer. Sie fühlt sich danach irgendwie getröstet. Einige Wochen später ist klar, dass Eva wieder ganz gesund wird. Sie kann nach den Pfingstferien sogar schon wieder in die Schule kommen, sagt die Lehrerin. Am nächsten Sonntag in der Kirche fällt Lilly sofort die neue Votivtafel auf. Darauf ist ein Unfall mit einem Lkw und einem Mädchen auf dem Fahrrad zu sehen. Und in goldener Schrift steht darüber: „Maria hat geholfen!“ Lilly hat daran keinen Zweifel mehr. Das war nicht nur Glück! Hier hat die Muttergottes geholfen! „Und vielleicht haben auch meine Gebete dazu beigetragen“, denkt Lilly stolz.

Mariengebete

Alles möcht ich dir erzählen,
alle Sorgen, die mich quälen,
alle Zweifel, alle Fragen,
möcht ich, Mutter, zu dir tragen.

Ein berühmtes Gebet zu Ehren der Gottesmutter ist das Rosenkranzgebet. Es wird mit Hilfe einer Gebetskette – dem Rosenkranz – gebetet. Normalerweise besteht dieser aus einem Kreuz und 59 Perlen, es gibt aber auch kleine Rosenkränze mit nur 11 Perlen.

Wir verlosen fünf solcher kleinen Rosenkränze. Schick dafür eine Postkarte mit der Lösung des Buchstaben-Rätsels, deinem Namen und deiner Adresse an:

Sankt Ulrich Verlag
Kinderseite
Postfach 111920
86044 Augsburg
Viel Glück!



Maria, die Mutter von Jesus,
wird in der katholischen Kirche sehr verehrt. Der Monat Mai ist der Gottesmutter gewidmet. Es finden viele Maiandachten zu Ehren Marias statt und Marienbilder und -statuen werden mit Blumen geschmückt.
Die Menschen wenden sich in allen Lebenslagen an die Gottesmutter. Sie bitten um ihre Hilfe und ihren Schutz.

Buchstabenrätsel

Kannst du die Buchstaben in die richtige Reihenfolge bringen?



O K R Z A R E N S N



F A T T I V O V E L



T I O T T U R E G E S M

VOR 75 JAHREN

Adenauer zog die Strippen

Warum Frankfurt den Wettstreit um die Hauptstadtfrage gegen Bonn verlor

FRANKFURT AM MAIN/BONN – Bonn oder Frankfurt? Als nach dem Zweiten Weltkrieg 1949 die Bundesrepublik Deutschland gegründet wurde, war lange unklar, wo die Regierung des neuen Staates sitzen sollte. Für den Frankfurter Oberbürgermeister Walter Kolb (SPD) war klar, dass die Wahl auf seine Stadt fallen würde.

Und so nahm er schon mal eine Rundfunkansprache auf, in der er das Wichtigste gleich am Anfang klarstellen wollte: Nein, ein Gefühl des Triumphs gegenüber anderen Mitbewerber-Städten gebe es nicht. Die provisorische Hauptstadt für die neugegründete Bundesrepublik sei nach rein praktischen Gründen ausgewählt worden. Viele Menschen hätten ja gar nicht verstanden, warum es überhaupt Streit gegeben habe. „Nun aber hat die Vernunft gesiegt“, erklärte der Stadtvater versöhnlich. „Möge der Geist dieser Entscheidung auch die künftige Arbeit der Bundesorgane bestimmen.“

Nie gesendet

Die Worte an die „lieben deutschen Landsleute“ und die Bürger Frankfurts wurde nie gesendet. Denn am 10. Mai 1949, zwei Tage nach Verabschiedung des Grundgesetzes, gab der Parlamentarische Rat völlig überraschend mit knapper Mehrheit von 33 zu 29 Stimmen Bonn den Vorzug in der Hauptstadtfrage. Die Kolb-Rede wanderte als zeitgeschichtliche Kuriosität ins Archiv des Hessischen Rundfunks. Dessen heutiges Frankfurter Funkhaus war etwas voreilig schon als Plenarsaal für den künftigen Bundestag gebaut worden.

Seit die westlichen Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg festgelegt hatten, aus ihren drei Besatzungszonen einen separaten westdeutschen Staat zu formen, stand die Frage im Raum, wo sich der provvisorische Regierungssitz befinden sollte. Den Begriff „Hauptstadt“ vermieden die Politiker, weil zumindest offiziell alle noch auf die baldige Wiedervereinigung hofften.

Die Westsektoren Berlins kamen aus naheliegenden Gründen nicht als Sitz von Parlament und Regierung in Frage. Nachdem die Bewerbungen von Kassel und Stuttgart schnell verworfen wurden, lief alles auf einen Zweikampf zwischen



▲ Konrad Adenauer an seinem Schreibtisch im Bundeskanzleramt im Jahr 1960. Der Rheinländer hatte maßgeblichen Anteil daran, dass Bonn und nicht Frankfurt zur Hauptstadt der Bundesrepublik wurde. Foto: Imago/Granger Historical Picture Archive

Frankfurt am Main und Bonn hin aus.

Frankfurt hatte von Anfang an die klare Favoritenrolle: Es war Verwaltungssitz der britisch-amerikanischen Besatzungsbehörden, Standort der Bank deutscher Länder und stand dank der Paulskirche, dem Tagungsort des ersten demokratisch gewählten deutschen Parlaments 1849, als Symbol für die deutsche Demokratiebewegung.

„Bonn war eine etwas verschlafene Pensionärs- und Universitätsstadt“, sagt Holger Löttel von der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-

Haus in Bad Honnef bei Bonn. Und genau das war ein Vorteil: „Das wirkte viel stärker als Provisorium.“

Für die Provinzstadt am Rhein fielen noch zwei weitere Dinge in die Waagschale: Zum einen tagte dort bereits der Parlamentarische Rat, in dem einflussreiche Persönlichkeiten unter dem Vorsitz des späteren Bundeskanzlers Konrad Adenauer (CDU) über das Grundgesetz für die Bundesrepublik berieten. Während der Sitzungen fanden viele der Beteiligten Gefallen an Bonn. Außerdem wurde Adenauer selbst, der seit 1935 auf der gegen-



▲ Der Deutsche Bundestag bei einer Sitzung im Alten Plenarsaal im Bundeshaus in Bonn. Foto: Imago/Sven Simon

überliegenden Rheinseite im Bad Honnefer Stadtteil Rhöndorf lebte, zu einem entschiedenen Fürsprecher der Stadt.

„Adenauer hat hinter den Kulissen politisch die Strippen gezogen“, sagt Löttel. Ein Regierungssitz so weit im Westen habe gut zu dessen außen- und deutschlandpolitischen Vorstellungen gepasst. Die SPD-Delegierten im Parlamentarischen Rat wurden unterdessen von Parteichef Kurt Schumacher auf Frankfurt eingeschworen. „Die Hauptstadtfrage war das erste parteipolitische Kräfte-messen zwischen CDU und SPD“, erklärt der Historiker.

Jedoch wollten auch die hessischen CDU-Abgeordneten für die Stadt am Main stimmen. Die Mehrheit zugunsten von Frankfurt schien dadurch klar zu sein. „Zu lange hatte die Stadt der Paulskirche und der Bizonenverwaltung darauf gebaut, dass ihr die Erhebung zur Hauptstadt in den Schoß fallen würde“, urteilt der Frankfurter Stadthistoriker Thomas Bauer. Die Lobby für Bonn sei hingegen „auf Zack“ gewesen.

Unmittelbar vor der Abstimmung drehten sich die Mehrheitsverhältnisse. Adenauer hatte unter Partei-freunden eine nie veröffentlichte Agenturmeldung verbreiten lassen, der zufolge sein Rivale Schumacher angeblich intern erklärt habe, die Pro-Frankfurt-Entscheidung komme einer krachenden Niederlage der zerstrittenen CDU gleich. Das wollten die Christdemokraten nicht auf sich sitzenlassen und schlossen ihre Reihen. Am 3. November 1949 bestätigte der erste Bundestag die Entscheidung zugunsten von Bonn mit 200 gegen 176 Stimmen.

Rund ein Jahr nach Gründung der Bundesrepublik berichtete das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ unter Berufung auf Vertreter der damals noch im Bundestag vertretenen Bayernpartei, es seien etwa 100 Abgeordnete bestochen worden, damit sie für Bonn stimmten, insgesamt seien rund zwei Millionen DM geflossen. Ein Untersuchungsausschuss wurde eingesetzt, er konnte die Zahlungen jedoch nicht zweifelsfrei beweisen.

Was als Provisorium gedacht war, hielt gut 40 Jahre: Nach der friedlichen Revolution und der deutschen Einigung wurde Berlin Hauptstadt. 1991 beschloss der Bundestag den Umzug. Karsten Packeiser

POLITIK-SPEKTAKEL UND VOLKSFEST

Demokratie mal ganz direkt

Jährlich im Mai trifft sich im Schweizer Kanton Glarus die Landsgemeinde

Im Norden lockt der Walensee, im Süden die Dreitausender der Alpen. Dazwischen liegt ein weites Tal, das über den Klausenpass Richtung Vierwaldstättersee führt. Es ist der Kanton Glarus, der gewöhnlich am ersten Maiwochenende sein größtes Fest feiert: die Landsgemeinde. Für viele seiner gut 40 000 Bürger ist sie wichtiger als Ostern und Weihnachten zusammen. Schließlich prägt die Landsgemeinde seit mehr als einem halben Jahrtausend das Leben im Kanton.

Schon morgens lädt die Harmoniemusik Glarus zum Fest. Mehr als 50 Musikanten blasen vor dem Rathaus allen Frühaufstehern den Marsch. Noch ist das Wetter gnädig, weshalb die Organisatoren darauf verzichtet haben, die Landsgemeinde um eine Woche zu verschieben. Wie Perlen an der Schnur reihen sich im Stadtzentrum die Buden der Kunsthändler und Händler neben den Ständen der Gastronomen. Die Landsgemeinde ist auch Volksfest – nicht nur eine Demonstration direkter Demokratie.

Zaunplatz heißt der große Parkplatz wenig weiter, den unter anderem Berufsfachschule, Kantonsverwaltung, eine Konditorei und eine Autowerkstatt rahmen. Heute aber



▲ Die Harmoniemusik Glarus geleitet die Kantonsregierung zur Landsgemeinde.

sind ringsum Tribünen aufgeschlagen. Der Ring dient den stimmberechtigten Bürgern des Kantons als Meinungsforum. Mit großen, farbigen Stimmkarten passieren sie die kontrollierten Zugänge. „Mittelalp“ heißen sie in Glarus. Als „größtes Parlament der Welt“ gelten sie den Gästen aus aller Welt, für die

weitere Tribünen aufgestellt wurden. Sie wollen beim jährlichen Demokratie-Spektakel dabei sein, das längst zu den geschützten lebendigen Traditionen der Schweiz gehört.

Kurz vor 10 Uhr geleiten die Musikanten samt einer Ehrenformation der Schweizer Armee die Regie-

rungsvertreter in Frack und Zylinder zum Landsgemeindeplatz, dazu eine Schar von Ehrengästen. Inzwischen allerdings regnet es in Strömen, die umliegenden Berge sind in den Wolken verschwunden. Schlechtes Wetter ist man in Glarus gewöhnt, aber man weiß auch, dass sich der Himmel schnell wieder aufhellen kann.

Geschätzte Mehrheit

Unter schützendem Dach eröffnet der Landammann die Landsgemeinde. Er ist der Regierungspräsident des Kantons und der Ring-Richter, der bei den Abstimmungen die Mehrheit der Stimmen abschätzt – abzulesen an den hochgehaltenen Stimmrechtsausweisen. Regt sich kein Widerspruch dagegen, gilt seine Schätzung als nicht mehr anfechtbar.

„Ich bitte für Land und Volk von Glarus um den Machtenschutz Gottes“, beendet der Landammann traditionell seine Rede. Es ist gewöhnlich der einzige Moment, an dem geklatscht wird. Ansonsten sind Beifalls- oder Missfallenskundgebungen verpönt. Danach wird die Landsgemeinde vereidigt, startet



▲ Das Wetter meint es nicht immer gut mit der Landsgemeinde. Im Hintergrund ist der markante Gipfelbereich des Wiggis zu sehen.

Fotos: Schenk (2)

der Landammann, gestützt auf das Landesschwert, die politischen Geschäfte.

Schon lange vorher hat man den Glarner Stimmbürgern das sogenannte Memorial zugeschickt, ein manchmal über 100 Seiten starkes Druckwerk, in dem alles, was zur Abstimmung ansteht, dokumentiert ist. Dazu gehört vor allem der Haushalt, den das Parlament des Kantons erarbeitet hat. Meist gibt es keinen Grund, ihn abzulehnen. Wer will, kann trotzdem öffentlich Stellung nehmen. Schließlich startet die Diskussion über jeden Punkt der Tagesordnung mit dem Satz „Ds Wort isch frii“.

Die Landsgemeinde entscheidet über Verfassung und Gesetzesänderungen, über alle Investitionen von mehr als einer Million Franken und alle wiederkehrenden Ausgaben von mehr als 200 000 Franken. Auch den Erwerb von Grundstücken im Wert von mehr als fünf Millionen Franken muss sie gutheißen, ebenso steuerliche Änderungen. Sie stehen häufig auf der Tagesordnung. Auch an diesem Maisontag. Den Verheirateten in Glarus bringt das Votum eine zumindest kleine Entlastung. Größere Steuerentlastungen lehnt die Landsgemeinde ab. Schließlich braucht der Kanton für seine Arbeit auch genügend Geld.

Älteste Privilegien

Wie immer wird anfangs gewählt: alle zwei Jahre ein neuer Landammann samt Vizepräsident, daneben ein paar Richter. Schließlich gehört die Gerichtsbarkeit zu den ältesten Privilegien der Landsgemeinde. Schon die erste Verfassung sah jährlich die Wahl eines Gerichts aus 15 Männern vor. Außerdem wurde den Stimmbürgern das Recht eingeräumt, die Landessatzung jährlich zu ändern, sie mit einfacher Mehrheit der Zeit anzupassen.

Jeder Stimmbürger hat das Recht, Anträge auf Unterstützung, Abänderung, Ablehnung, Verschiebung oder Rückweisung der Abstimmungsvorlagen zu stellen. Damit unterscheidet sich Glarus von der anderen noch existierenden Schweizer Landsgemeinde in Appenzell. Dort kann das Volk nur Ja oder Nein sagen, aber keinen direkten Einfluss auf die kantonale Politik nehmen.

Stimmberrechtigt waren jahrhundertelang nur Männer. Erst 1971 erlaubten die Glarner auch Frauen die Teilhabe an der Landsgemeinde. Sie brachten neuen Schwung und teilweise Abstimmungen, die kaum jemand erwartet hatte. 2007 etwa, als die Landsgemeinde als erster und bisher einziger Schweizer Kanton entschied, das Stimmrechtsalter auf 16 Jahre abzusenken. Das passi-



▲ Rund ein Drittel der Stimmberrechtigten nimmt jährlich an der Landsgemeinde auf dem Zaunplatz in Glarus teil.



▲ Mit farbigen Stimmkarten tun die Glarner Bürger ihre Meinung zu den Tagesordnungspunkten kund.
Foto: Kanton Glarus/Samuel Trümpy Photography

ve Wahlrecht dagegen blieb bei 18 Jahren.

Aug' in Aug' stehen sich Stimmbürger und Mandatsträger in Glarus gegenüber, prallen konservative und progressive Ansichten aufeinander. „Nirgendwo sonst ist der demokratische Prozess so sicht- und greifbar wie hier“, schreibt der Politikwissenschaftler Lukas Leuzinger in seinem Buch über die Glarner Landsgemeinde, „obwohl die behandelten Geschäfte für die Schweiz und die Welt in aller Regel wenig relevant sind.“

Mehr als vier Stunden hat die Landsgemeinde inzwischen diskutiert, Punkt für Punkt ihres Memorials erledigt. Es ist ein Schlagabtausch wie jedes Jahr – doch anders als noch vor Jahrhunderten, als Massenschlägereien der von Wein und Schnaps beseelten Stimmbürger manche Landsgemeinde überschatteten. In vielen Kantonen hat man sie deshalb abgeschafft und durch Urnengänge ersetzt. In Glarus, wo die erste urkundlich belegte Bür-

gerversammlung aus dem Jahr 1387 datiert, ist sie geblieben.

Seine Meinung kund tun

Nach stundenlangem Regen ist schließlich die Sonne über dem Zaunplatz erschienen. Ihre trocknenden Strahlen rücken die zum Teil noch schneebedeckten Alpengipfel des Kantons neu ins Blickfeld. Rund ein Drittel der Glarner Stimmbürger hat den Tag genutzt, um die eigene Meinung kund zu tun – nicht viel weniger als bei Urnenabstimmungen in anderen Schweizer Kantonen.

Stolz ist man, dass die Landsgemeinde den politischen Meinungsaustausch befähigt, dass sich mindestens jeder 20. Bürger nach den Diskussionen unter freiem Himmel ermuntert fühlt, seine Meinung zu ändern. Das zumindest verraten wissenschaftliche Befragungen. Doch es gibt auch Argumente gegen die Glarner Versammlungsdemokratie. Wie etwa soll ein Arbeiter öffentlich

abstimmen, wenn es um wirtschaftliche Hilfen für seinen Arbeitgeber geht? Ist die geheime Abstimmung nicht doch demokratischer?

Das höchste Schweizer Gericht hat solche Fragen immer wieder neu beantworten müssen. Bislang haben die Bundesrichter die Versammlungsdemokratie als verfassungsgemäß verteidigt: Nachteile wie die nicht geheime Abstimmung stünden Vorteilen wie der direkten Beteiligung des Bürgers am demokratischen Willensbildungsprozess gegenüber.

Spät nachmittags sind all diese Fragen in Glarus vergessen, wenn die „Mitlandlütt“ und ihre Angehörigen gemütlich zusammenkommen. Schließlich ist der erste Maisontag das größte Familienfest im Kanton. Dann kommt traditionell die Kalberwurst auf den Tisch: eine weiße Brühwurst aus Kalbfleisch, Wurstspeck, Milch, Ei, Weißbrot und Gewürzen. Das Wurstrezept, längst gesetzlich geschützt, hat die Landsgemeinde 1920 beschlossen. Traditionell kommt es mit einer weißen Zwiebel-Sauce samt Kartoffelstampf und in Rotwein eingelegten Zwetschgen auf den Tisch.

Missen will die Kalberwurst am Tag der Landsgemeinde kaum einer, auch nicht Wein, Bier und Schnaps. Da kann es dann mitunter passieren, dass mancher Stimmbürger nicht die demokratische Mitbestimmung an sich für die größte Errungenschaft rund um das Volksparlament hält – sondern das von den Ahnen einst öffentlich und gemeinsam besiegt Wurstrezept. *Günter Schenk*

Informationen

über Glarus und seine Landsgemeinde finden Sie unter www.glarnerland.ch und www.landsgemeinde.gl.ch. Unter youtu.be/SLKht1Hozyo ist ein Film über die Landsgemeinde in Glarus zu sehen.

GÖTTINGEN (KNA) – Bassam Tibi zählt zu den profiliertesten Stimmen in der Islam- und Migrationsdebatte. Immer wieder löste er Kontroversen aus. Mit seiner Wahlheimat Deutschland hadert der 80-Jährige bis heute. Im Interview macht er deutlich, dass er das Konzept einer deutschen Leitkultur vermisst.

Herr Tibi, Frankfurt und Köln beleuchteten in diesem Jahr zum islamischen Fastenmonat Ramadan erstmals Straßen. Das sorgte für Kritik. Was ist Ihre Meinung?

„Happy Ramadan“-Beleuchtung ist für mich kein Zeichen von Integration, sondern eine weitere Anbiederung der Politik an den Islam und das falsche Signal. Da wird eine heile Welt simuliert, während man die realen Probleme mit muslimischen Parallelgesellschaften lieber zukleistert. Auch ich bin für die Anerkennung von Muslimen und ihrer Kultur im Rahmen von Vielfalt. Aber für die Integration ist es kontraproduktiv, wenn man den Islam durch staatliche Brauchtumspflege idealisiert, während sich gleichzeitig ein großer Teil der Muslime von der Mehrheitsgesellschaft und ihren Werten abschottet. Das ist falsche Toleranz.

Ende der 1990er Jahre prägten Sie den Begriff einer europäischen „Leitkultur“ als Bedingung für gelingende Integration. Um das Wort gab es in den Jahren 2000 und 2017 sogar bundespolitische Debatten ...

Und beide sind krachend gescheitert. In Deutschland gibt es einen starken ideologischen Widerstand gegen die Erkenntnis, dass eine Gesellschaft eine klare Identität und klare Werteorientierung braucht, wenn sie große Gruppen von Zuwanderern aus anderen Kulturen integrieren will. Dieser Reflex herrscht nicht nur im linken Spektrum, sondern geht bis in die politische Mitte.

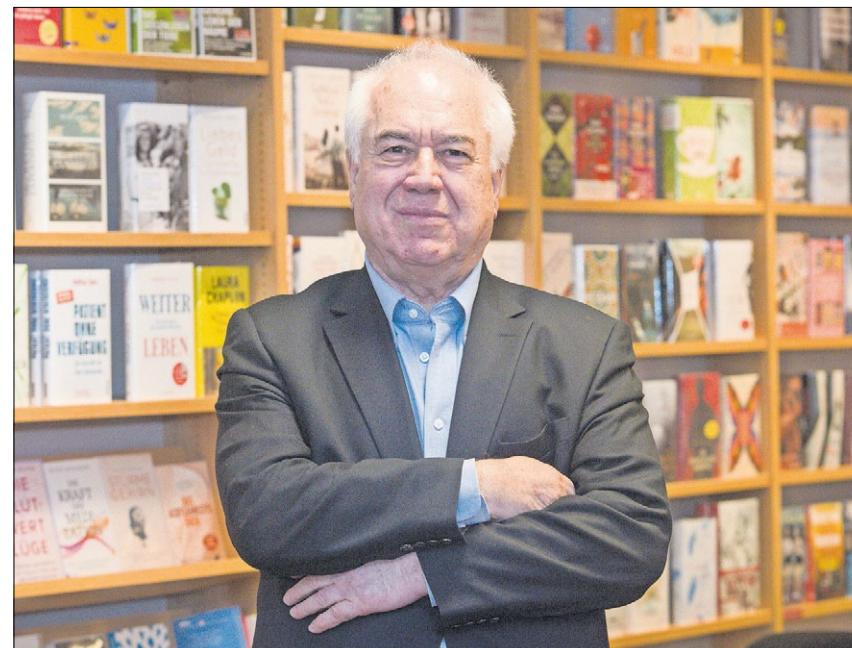
Mein Konzept einer europäischen Leitkultur wurde als „Operation Sauerkraut“ verspottet. Dabei geht es um etwas ganz anderes: Es geht um Kant – für mich einer der wichtigsten deutschen Denker. Es geht um die Werte der Aufklärung. Der Rechtsstaat arrangiert sich inzwischen mit Polygamie und Kinderehen. Er nimmt es hin, dass Streitigkeiten im Clan-Milieu von Friedensrichtern nach der Scharia geregelt werden. So kann Integration nicht funktionieren.

Aber man scheut sich, die Probleme offensiv anzugehen, und versteckt sie hinter Begriffen wie „Willkommenskultur“ und „bunte Gesellschaft“. Ich nenne Deutschland eine neurotische Nation.

BASSAM TIBI IM INTERVIEW

Die Deutschen: Eine „neurotische Nation“

Islamexperte warnt vor irrationaler „Willkommenskultur“ und dem zunehmenden Einfluss eines „linksgrünen Zeitgeists“



▲ Islamforscher Bassam Tibi hadert mit seiner Wahlheimat Deutschland. Foto: KNA

Was meinen Sie damit?

Das Land findet wegen seiner NS-Vergangenheit nicht zu einem rationalen Umgang mit Migration. Statt nüchtern und selbstbewusst Regeln aufzuzeigen und Einwanderung vernünftig zu steuern, lässt man sich von Schuldgefühlen leiten und riskiert den Zusammenhalt des Gemeinwesens. Viele verwechseln eine offene Gesellschaft mit offenen Grenzen und grenzenloser Toleranz.

Wer die Fehlentwicklungen benennt, gilt schnell als Islamhasser oder Rechtsradikaler. Sogar mir als Muslim wurde Fremdenfeindlichkeit vorgeworfen. Natürlich gibt es Rechtsradikale, und die AfD steht für eine ausgrenzende Identität. Aber eine Verleugnung der eigenen Identität kann auch keine Lösung bei der Inklusion von Zuwanderern sein.

Klappt Integration denn nur über eine Assimilation an die Aufnahmegesellschaft?

Kulturelle Unterschiede sind natürlich völlig legitim und können eine Gesellschaft bereichern. Aber es muss kulturelle Regeln geben, die für jeden gelten und auch nicht unter Verweis auf die Religionsfreiheit außer Kraft gesetzt werden dürfen. Umgekehrt muss das Land dieje-

nigen, die dauerhaft bleiben, aber auch als Staatsbürger im Sinne des „citoyen“ behandeln und ihnen einen „sense of belonging“, ein echtes Zugehörigkeitsgefühl vermitteln. Auch daran hapert es in Deutschland.

Ich behaupte, dass vier Fünftel der hiesigen Muslime überhaupt keine Deutschen sein wollen – zum Teil, weil ihr Religionsverständnis das nicht zulässt, aber auch, weil Deutschland ihnen trotz aller „Flüchtlingsromantik“ nicht das Gefühl gibt, dazuzuhören.

Eine weitere Schöpfung von Ihnen war der Begriff des integrierten „Euro-Islam“. Doch 2016 haben Sie dazu einen resignierenden

► Die deutsche „Willkommenskultur“ für Flüchtlinge sieht Bassam Tibi kritisch.

Foto: Imago/Shotshop

Artikel verfasst. Der Beitrag im Magazin „Cicero“ trug den Titel „Warum ich kapituliere“.

Den hat die Redaktion gewählt. Als Reform-Muslim halte ich das Konzept „Euro-Islam“ weiterhin für möglich – und für den einzigen Weg, um Muslime in Europa zu integrieren. Es bedeutet, dass sie ihre Religion von der Scharia lösen und den Koran historisch-kritisch lesen müssen. Alles, was mit Demokratie und Menschenrechten nicht vereinbar ist und andere Glaubensüberzeugungen herabwürdigt, darf keine Geltung haben. Leider dominiert aber nicht nur in der islamischen Welt, sondern auch unter Muslimen in Europa ein traditionalistischer „Kopftuch-Islam“ – auch weil der Staat wenig tut, um einen liberalen Islam zu fördern.

Sehen Sie da nicht zu schwarz? Die allermeisten Muslime verhalten sich doch völlig unauffällig und rechtstreu. Übrigens trägt laut einer Studie nur eine von vier Musliminnen in Deutschland das Kopftuch.

Studien zeigen auch, dass ein erheblicher Teil der Muslime die Scharia befürwortet und den Islam im Zweifelsfall über die Demokratie



stellt. Auch Antisemitismus ist unter Muslimen verbreiteter. Sicher: Die meisten Muslime verhalten sich pragmatisch. Aber entscheidend ist, dass Werte wie Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung der Geschlechter auch innerlich bejaht werden.

Ein liberales Gemeinwesen hängt davon ab, dass möglichst viele solche Werte konsensual teilen. Der organisierte Islam in Deutschland ist aber streng orthodox, die großen Moscheeverbände ordnen ich dem politischen Islam zu. Sie repräsentieren zwar nur eine Minderheit der Muslime, stellen aber lautstarke Forderungen – und die Politik sieht sie als Ansprechpartner.

Das US-amerikanische PEW-Institut prognostiziert, dass 2050 ein Fünftel der deutschen Bevölkerung muslimisch sein wird. Deshalb muss Deutschland auf einen Reformislam pochen, der mit der westlichen Kultur kompatibel ist. Ob die deutschen Uni-Seminare für islamische Theologie dies leisten können, ist fraglich, weil die Islamverbände in die Ausbildung involviert sind. Und letztlich findet das religiöse Leben in den Moscheegemeinden statt.

Sehen Sie denn Ansätze für eine Reform, die sich durchsetzen könnten?

Ansätze für eine islamische Aufklärung gibt es seit dem Mittelalter, denken Sie an die großen Philosophen Ibn Rushd oder Al-Farabi. Das 20. Jahrhundert hat viele Reformdenker hervorgebracht, die den Koran als spirituelle Botschaft verstanden haben, nicht als gesellschaftspolitische Anleitung. Nur haben sich am Ende immer die Traditionalisten durchgesetzt. Sie prägen den Mehrheitsislam. Immer mit dem Argument, ein liberaler Islam sei unislamisch und „verwestlicht“.



Dabei kann sich der Islam aus sich selbst heraus reformieren, wenn er bestimmte Verse des Korans historisch, auf die damalige Situation bezogen versteht. Die islamische Theologie kennt durchaus das Mittel der Suspendierung – arabisch „ta'til“ –, wenn es den Interessen der Muslime dient.

Sie selbst standen zeitlebens für die Synthese von Islam und abendländischem Denken. Wie kam es dazu?

Ich stamme aus einer Gelehrtenfamilie in Damaskus und habe den Koran als Kind auswendig gelernt. Als ich 1962 nach Frankfurt kam und bei den Philosophen Adorno und Horkheimer studierte, war das meine zweite geistige Offenbarung, ohne dass ich dadurch meinen Glauben verlor. Die großen islamischen Denker lernte ich ebenfalls durch einen deutsch-jüdischen Philosophen kennen, Ernst Bloch. Als Kantianer kam ich zur aufgeklärten islamischen Denkschule und habe in 40 Jahren in 22 islamischen Ländern gelehrt und geforscht. Leider ist die islamische Welt heute geistig in einem schlimmeren Zustand als zu Beginn ihres kulturellen Niedergangs im 13. Jahrhundert.

Seit den 1990er Jahren waren Sie der wohl bekannteste muslimische Islamkritiker in Deutschland und haben die Migrationsdebatte stark mitgeprägt. Dann eckten Sie mit Ihren Thesen immer mehr an und wurden von vielen Medien „gecancelt“.

Ich habe das einmal als geistige Hinrichtung bezeichnet – auch vonseiten vieler Akademikerkollegen. Das deutsche Debattenklima wurde immer engstirniger, je stärker ein linksgrüner Zeitgeist die Probleme mit Islam und Einwanderung tabuisierte. 2006 hielt ich es nicht mehr aus und ging in die USA, wo ich schon früher Gastprofessor in Harvard und Princeton war und dann an der Cornell University lehrte. Einen Ruf nach Stanford, wo ich ein Forschungsprojekt leitete, habe ich dann abgelehnt und kehrte nach Göttingen zurück – und erlebte hier 2015/16 die Flüchtlingskrise mit ihrer völlig irrationalen „Willkommenskultur“.

Sie sind aber geblieben. Warum?

Meine Bindung an Deutschland ist stark. Hier habe ich meine Frau kennengelernt, ich liebe die deutsche Sprache, in der ich denke und träume, und bewundere das Grundgesetz. Und ich halte Deutschland – noch – für eine Insel des Wohlstands und der Stabilität. Ich werde in Göttingen sterben.

Interview: Christoph Schmidt

Leserbriefe

Kein Unterschied

Zu „Warum mischt sich Kirche ein?“ in Nr. 13:

Als Jugendlicher habe ich die Linksextremisten erlebt und als Senior erlebe ich nun die Rechtsextremen. Methodisch besteht bei diesen Gruppen kein Unterschied.

Albert Groß, 70597 Stuttgart

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Filmtipp



Klaus Hoffmann (Rick Okon, Mitte) sticht wieder als U-Boot-Kommandant in See.

Foto:
© Sky Studios/
Bavaria Fiction/
Stanislav Honzik

Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Die deutsche Wehrmacht kapitulierte bedingungslos. Hunderttausende gingen in Gefangenschaft, die Spaltung des Landes in West und Ost nahm ihren Anfang. Der 8. Mai ist damit unstrittig ein Tag der Niederlage – aber zugleich auch der Tag der Befreiung Deutschlands von der NS-Diktatur.

Wegen der Verbrechen der Nazis steht in Filmen über den Zweiten Weltkrieg „der Deutsche“ seither oft für das Böse schlechthin – Grau-Abstufung kaum möglich. Anders in Wolfgang Petersens Kino-Erfolg der 1980er Jahre „Das Boot“. Hier findet man keine Klischee-Nazis. In demselben Kielwasser fuhr die Serien-Neuaufgabe des Jahres 2018. Selbst der Gestapo-Mann entwickelt hier Gewissensbisse.

In der vierten und zumindest vorerst letzten Staffel der Serie übernimmt wieder Klaus Hoffmann (Rick Okon) das Kommando über ein deutsches U-Boot. Der Protagonist der ersten und zweiten Staffel, den es in die USA verschlagen hatte, ist zurück im Reich und wird dort von den Medien als „deutscher Held“ gefeiert.

Was die Öffentlichkeit nicht weiß: Hoffmann ist Teil einer Widerstandsgruppe gegen das Regime, will den Alliierten geheime Informationen zukommen lassen, die den Krieg be-

enden könnten. Dadurch gerät er ins Visier der SS – die diesmal scheinbar alle Klischees erfüllt. Die Männer mit den Sig-Runen foltern und morden auf der Suche nach jenen Patrioten, die dem braunen Spuk ein Ende bereiten wollen.

Hoffmanns Schwester Hannie (Rosalie Thomass) ist mit dem undurchschauhbaren Marineoffizier Albrecht Lessing (Florian Panzner) verheiratet, hat aber eine Affäre mit dem gewissenlosen SS-Spitzel Robert Schulz (Pierre Koenig). Der will sie dazu bewegen, ihren Bruder auszuspionieren. Hoffmann verschwindet vor den Nachstellungen aus Berlin nach Neapel und geht an Bord von U-330.

Die vierte Staffel der Erfolgs-Serie zeigt ein Deutsches Reich, für das sich das Kriegsglück gewendet hat. Die Niederlage zeichnet sich ab. Kann der wachsende Widerstand gegen die Nazis das Schlimmste verhindern? Und: Wer ist hier eigentlich Freund, wer Feind? Sechs Folgen bieten spannende Unterhaltung, wie man dies von der Marke „Das Boot“ erwartet – im Zentrum der NS-Macht ebenso wie unter dem Meer.



Information

„Das Boot – Staffel 4“ ist bei Polyband auf DVD (EAN: 4006448772758) und Blu-ray (4006448367398) erschienen und kostet 15-25 Euro.

AM STERBEORT DES MÄRTYRERS

Im Einsatz für Sankt Florian

Hort der Kultur – und der Feuerwehr: Unweit von Linz dreht sich alles um den Heiligen

ST. FLORIAN – „Sankt Florian, schütz unser Haus, zünd andere an“, heißt es im Volksmund. Weniger egoistisch geht es am 4. Mai, dem Florianstag, an seinem Sterbeort zu: Das Augustiner-Chorherrenstift St. Florian bei Linz und die gleichnamige Gemeinde feiern ihren Heiligen. Dafür sind alle im Einsatz – nicht nur die Feuerwehrleute.

In strahlendem Weiß-Gelb erstreckt sich die barocke Anlage des Stifts St. Florian über der kleinen Marktgemeinde, gekrönt von den Türmen der reich ausgestatteten Stiftsbasilika. Prachtvoll, harmonisch, erhaben – doch kein Museum, sondern ein Ort lebendigen Glaubens: Die Chorherren betreuen 33 Pfarrgemeinden in der Umgebung und bieten zahlreiche kulturelle Aktivitäten an.

„Wir haben die St. Florianer Sängerknaben, mehrere Konzertreihen, dann natürlich die Brucknerorgel, das Brucknerfest, ein Musikarchiv mit rund 7000 Musikalien, das Brucknerarchiv, die Gemäldegalerie und noch so einiges anderes“, zählt Johann Holzinger auf, Propst der hier beheimateten Augustiner-Chorherren. Das ergebe sich ganz natürlich, aus der Besonderheit des Ortes: Hier nämlich wurde der Überlieferung nach im Jahr 304



▲ Johann Holzinger ist Propst des Augustiner-Chorherrenstifts St. Florian bei Linz.

Fotos: Braun

Florianus, der Amtsvorsteher des römischen Statthalters der Provinz Ufernoricum, von den Römern im Zuge der diokletianischen Christenverfolgung ertränkt. Und hier fand er seine erste Begräbnisstätte.

Anton Bruckner

Vermutlich wurde über seinem Grab schon bald eine Kapelle errichtet; aus der Zeit um 800 gibt es schließlich erste Belege für die Existenz eines Klosters. Dieses war offenbar von Anfang an ein kulturel-

les Zentrum, erklärt der Propst: „Im Mittelalter gab es hier eine Schreibschule, in der Handschriften gefertigt wurden.“ Bereits im Jahr 1071 wurden die Sängerknaben gegründet, „und die jeweiligen Leiter des Chors haben oft auch komponiert“. Unter den vielen bekannten Stiftsorganisten sticht einer besonders heraus: Anton Bruckner. Seine letzte Ruhestätte fand er in der Krypta unter „seiner“ Orgel.

Da erstaunt es nicht, dass sich auch unter den Chorherren selbst im Laufe der Jahrhunderte so einige als Künstler hervortaten – und dies immer noch tun. 24 Augustiner-Chorherren gehören zur Zeit zum Stift, wirken als Seelsorger, lehren an der Universität Linz und anderen Hochschulen; es gibt einen Glockenfachmann, Historiker und Musikwissenschaftler, aber eben auch den Stiftsorganisten Klaus Sonnleitner oder den erst kürzlich verstorbenen Maler Ferdinand Reisinger.

Insofern wundert sich Propst Johann auch immer wieder, dass die Chorherren nicht mehr Nachwuchs haben, „obwohl die Entfaltungsmöglichkeiten für junge Leute

hier so ungemein reichhaltig sind“. Wobei die Chorherren aber natürlich nicht speziell nach künstlerisch begabtem Nachwuchs suchen. „Denn wenn einer nur aus so einem bestimmten Interesse käme, dann wäre das für eine Berufung, die Bestand hat, zu schmal.“ Insofern sei es einfach Glück, dass unter seinen aktuellen Mitbrüdern eine so große Vielfalt an Talenten sei.

Großer Festtag

Und so sind es denn nicht zuletzt Konzerte oder Ausstellungen, die immer wieder Besucher ins Stift ziehen. Die meisten aber kämen doch wegen des heiligen Florian, sagt der Propst. Das ganze Jahr hindurch immer mal wieder, auch ganze Feuerwehrzüge aus verschiedenen Ländern – besonders aber zum 4. Mai, dem großen Floriansfest.

Zahlreiche Feuerwehrler aus St. Florian und ganz Oberösterreich treten des Morgens in eleganter Festuniform an. Begrüßt werden sie von Propst Johann und dem Feuerwehrkurator des Bezirks Linz-Land, bevor es zum Festgottesdienst in



▲ Feuerwehrler aus ganz Oberösterreich gedenken Anfang Mai ihres Schutzpatrons. Am Sterbeort des heiligen Florian steht heute die beeindruckende barocke Stiftsanlage.



Mit diesem Mühlstein soll der römische Beamte Florianus im Jahr 304 im Zuge der diokletianischen Christenverfolgung im Fluss Enns ertränkt worden sein.

se von den Römern mitgenommen, als sie sich aus Österreich zurückzogen. Auch wenn es kein originales Grab mit Inhalt mehr gebe, erklärte Ferdinand Reisinger, könne man doch auf eine 1700-jährige Tradition der Verehrung an seiner ersten Begräbnisstätte zurückblicken – „und ein leeres Grab hat es sonst auch schon einmal wo gegeben ...“, fügte er lächelnd hinzu. „Und auch wenn wir nicht die Reliquien haben, haben wir doch etwas, was, glaube ich, noch besser ist: die Power, die hinter dem Florian steckt!“

Und selbst auf die nicht so religiösen Bewohner des Ortes habe der Heilige einen vereinenden Effekt, stellt Victoria fest: „Wenn man sich da am Kirtag trifft, plaudert man und trifft Leute, die man Jahre nicht gesehen hat, alte Kindergartenfreunde – wirklich, das ist der Wahnsinn!“ *Andrea Braun*

Information

Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen um 8 und 10 Uhr. Führungen täglich um 11, 13 und 15 Uhr. Kontakt: Augustiner-Chorherrenstift St. Florian, Stiftstraße 1, A-4490 St. Florian
Telefon: +43 72 24/89 02-0
E-Mail: info@stift-st-florian.at
Internet: www.stift-st-florian.at

Ausstellung

Anlässlich Anton Bruckners 200. Geburtstag ist ab 4. Mai im Stift St. Florian eine große Ausstellung zu sehen. Denkt man an Anton Bruckner, dann denkt man an die großen Messen und Sinfonien aus seiner zweiten Lebenshälfte. Für seine persönliche und künstlerische Entwicklung hin zu diesen Spitzenleistungen war das Augustiner-Chorherrenstift St. Florian von entscheidender Bedeutung: 13 prägende Jahre verbrachte er zunächst als Sängerknabe, später als Lehrer und Stiftsorganist in einem Umfeld, das von einem aufgeklärten, den Wissenschaften und dem gesellschaftlichen Leben gegenüber aufgeschlossenen Katholizismus geprägt war. Die Ausstellung „Wie alles begann. Bruckners Visionen“ zeigt eine Vielzahl von Dokumenten aus dem Stiftsarchiv, die die Lebens- und Schaffensstationen des großen Komponisten im Stift St. Florian dokumentieren – kommentiert und medial aufbereitet. In den Anton-Bruckner-Pavillons im Innenhof können Besucher mittels multimedialer Präsentationen Bruckners Träume und Visionen erleben. Die Ausstellung kann bis 27. Oktober täglich außer montags von 9 bis 18 Uhr besucht werden. Info: wwwanton-bruckner-2024.at/ort/st-florian.

die Basilika geht. „Die Kirche ist da immer voll“, berichtet Victoria, eine junge St. Florianerin, begeistert. „Es ist schon ein großer Tag, religiös wie auch emotional und geschichtlich.“ Beeindruckend sei, wie alle Augustiner-Chorherren in die Kirche einzögen, schwärmt sie: „Das ist auch für Leute, die nicht superreligiös sind, ein wunderschöner Moment.“

Zur anschließenden Belustigung findet im Ort der Florianskirtag statt, mit Buden, Karussell und Riesenrad; die Kinder haben dafür in Oberösterreich sogar schulfrei. Und am Abend geht es zur Vesper wieder in die Basilika – bevor die meisten Bewohner des Ortes den Tag in den Gasthäusern ausklingen lassen.

Ein Mann extra

Zum Schutzheiligen gegen die Feuergefahr wurde Florian erst um 1500. Dieses Patronat entspricht den Intentionen des Heiligen genau, erklärte der im Februar verstorbene Chorherr Ferdinand Reisinger, der lange Jahre Landesfeuerwehrkurat von Oberösterreich war, beim vergangenen Floriansfest: „Einander nicht im Stich lassen, vorangehen, zu dem stehen, was man sagt – das will auch Florian.“ An vielen Feuerwehr-Zeughäusern gebe es ein Bild des Heiligen. Zu den Feuerwehrleuten sage er immer: „Wenn ihr aufahrt, Kameraden, und ihr schaut zurück, dann seht ihr das Bild von



Nicht nur Florians-Pilger kommen in das Augustiner-Chorherrenstift. Auch der berühmte Romantik-Komponist Anton Bruckner zieht zahlreiche Besucher an. In der Krypta fand er seine letzte Ruhestätte – direkt unter seiner früheren Wirkungsstätte, der Orgel.

CASPAR DAVID FRIEDRICH

Kunst, die im Glauben wurzelt

Nestor der Forschung erläutert Leben und Wirken eines „tief denkenden Malers“

BERLIN – Es dürfte weltweit keinen anderen Kunsthistoriker geben, der sich fast sieben Jahrzehnte lang so intensiv mit Caspar David Friedrich (1774 bis 1840) beschäftigt hat wie Helmut Börsch-Supan. Der renommierte Kunsthistoriker ist mittlerweile 91 Jahre alt. Zum Jubiläumsjahr anlässlich Friedrichs 250. Geburtstag hat er ein Buch veröffentlicht, das die Gedankengänge des Künstlers analysiert.

„Das Buch ist die reife Frucht einer etwa 68-jährigen Beschäftigung mit einem unerschöpflich tief denkenden Maler“, schreibt Börsch-Supan, der 1973 ein Werkverzeichnis von Friedrichs Gemälden und Druckgraphiken herausbrachte, am Ende von „Caspar David Friedrich – Seine Gedankengänge“. Für den Kunsthistoriker wurzelt die Kunst Friedrichs tief in seinen religiösen Empfindungen.

„Ich meinesteils fordere von einem Kunstwerk Erhebung des Geistes und (...) religiösen Aufschwung“ – dieses Zitat des Künstlers hat Börsch-Supan seinem neuen Buch voranstellt. Das „Insichhineinsehen“ als göttlichen Kern im Künstler sowie die religiösen Deutungen Friedrichscher Motive durchziehen das Buch: der Mond als Christussymbol, Fichten als christliche Symbolbäume, die Felsenkoppe als Gottessymbol.

Um dem wohl bedeutendsten deutschen Maler des 19. Jahrhun-



▲ Caspar David Friedrichs Religiosität kommt bei Werken wie „Die Kathedrale“ (1818) – hier ein Ausschnitt – klar zum Ausdruck.

Fotos/Repro: Thiede

derts näherzukommen, geht der Autor auf die vom Künstler selbst so bezeichnete „Eigentümlichkeit“ intensiv ein. In seiner Persönlichkeit liegt die Basis für Friedrichs schöpferische Individualität. Ohne die Schicksalsschläge, die ihn heimsuchten, sind seine Malerei und die Gedanken von Tod und Jenseits nicht zu verstehen.

Der frühe Tod der Mutter, der Unfalltod seines geliebten Bruders im Eis und ein Selbstmordversuch prägen Caspar David Friedrichs Werdegang. Wer sein düsteres Naturall, die Schwermut oder die „tiefe Unzufriedenheit mit seinen eigenen Leistungen“ verstehen will, sollte einige Fakten kennen, die Helmut Börsch-Supan mit Bildanalyse und Quellen vermittelt.

Gleich in seinen Vorbemerkungen spricht Börsch-Supan die Rezeptionsgeschichte an: von der Wiederentdeckung Friedrichs durch den Norweger Andreas Aubert (1851 bis 1913) über die sogenannte Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie Berlin oder die Interpretationen im Sinne der Ideologie der Nazis, wo man ähnlich wie später in der DDR die Verankerung von Friedrichs Kunst im Christentum gerne überging.

Als unmissverständliche Kritik an seiner eigenen Zunft darf man den Rückblick auf das Friedrich-Gedenkjahr zum 200. Geburtstag des Malers 1974 verstehen. Zwei große Friedrich-Ausstellungen gab



Verlosung

Helmut Börsch-Supans Buch „Caspar David Friedrich – Seine Gedankengänge“ ist beim Deutschen Verlag für Kunsthistorik erschienen (ISBN: 978-3-87157-264-7) und kostet 69 Euro. Wir verlosen zwei Exemplare. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis 17. Mai eine Postkarte mit Ihrer Adresse an: Neue Bildpost bzw. Katholische SonntagsZeitung, Stichwort „Friedrichs Gedanken“, Henisisstraße 1, 86152 Augsburg. Oder schreiben Sie eine E-Mail: nachrichten@suv.de (Betreff: Friedrichs Gedanken).

es damals: eine in der Bundesrepublik (Hamburg), eine in der DDR (Dresden). Der DDR bescheinigt Börsch-Supan mit Blick auf Friedrich eine Spaltung „in eine streng marxistisch gelenkte und eine unideologische Richtung“, die quellenennahe Forschung betrieb.

Im Westen setzte man vermehrt auf öffentliche Kontroversen – Börsch-Supan sieht dies als Folge der 68er-Bewegung. Dies habe dazu geführt, dass manch ein Forscher „wie der Wanderer über dem Nebelmeer möglichst allein über alles andere hinwegschauen möchte, auch über das, was der Maler selbst über seine Kunst geäußert hat“. Solcherlei Kunsthistoriker dürften im wiedervereinigten Deutschland in nicht wenigen Museen und in Universitäten weiterhin tonangebend sein.

„Ein widriger Eindruck“

Der renommierte Forscher kritisiert auch das moderne Ausstellungswesen „im Scheinwerferlicht der Medien“ mit langen Schlangen und überfüllten Ausstellungsräumen. Was hätte Friedrich wohl dazu gesagt? „Es macht immer einen widrigen Eindruck auf mich, in einem Saal oder einem Zimmer eine Menge Bilder wie Ware ausgestellt oder aufgespeichert zu sehen, wo der Besucher nicht jedes Gemälde für sich getrennt betrachten kann, ohne zugleich vier halbe andere Bilder mitzusehen“, zitiert Börsch-Supan.

Ein eigenes Kapitel ist Friedrichs Altarbildern gewidmet, die eigentlich für eine andächtige Gemeinde bestimmt sind. „Für den von einer Mission erfüllten Landschaftsmaler“ sieht der Autor eine Tragik darin, dass keiner seiner Altarentwürfe ganz ausgeführt wurde. Selbst der berühmte „Tetschener Altar“ gelangte erst in das Schlafzimmer des Grafen Thun-Hohenstein und seiner Gemahlin und ab 1921 in die Galerie Neuer Meister in Dresden.

Im Leben des romantischen Malers gab es nicht nur produktive

Der 91-jährige Helmut Börsch-Supan gilt als Nestor der Forschung zu Caspar David Friedrich.

Phasen. Durch überlieferte Briefe, aus denen Börsch-Supan zitiert, ist bekannt, dass der Künstler nach eigener Aussage auch mal „faul gewesen“ war, sich „untüchtig“ oder „stumpf“ fühlte. „Der Brunnen war versieg“, schrieb Friedrich, „ich war leer.“ Nach 1815 folgte eine neue Schaffensphase: Friedrich malte Segelschiffe zu unterschiedlichen Tageszeiten und Hafenansichten.

Bevor Börsch-Supan die Leser in „Denkwürdige Städte und Landschaften“ mitnimmt, die mit der Biografie Friedrichs verbunden sind, geht er auf die Erinnerung und den bis heute andauernden Mythos um Leben und Werk Friedrichs ein. Dann geht es nach Neubrandenburg und Greifswald, wo Friedrich am 5. September 1774 geboren wurde, auf

die Insel Rügen mit den Kreidefelsen, ins Riesengebirge und nach Nordböhmen, nach Meißen und Dresden. Dort starb der Künstler am 7. Mai 1840.

Das Schlusskapitel seines Buchs benennt Börsch-Supan pragmatisch: „Natur. – Verehrung, Gewalt, Zerstörung“. Man glaubt, Bezüge zur Gegenwart herauszulesen, wenn er von den Schönheiten der Landschaft spricht, im selben Satz dann jedoch „die Gefährdung der Idylle durch die Industrie“ thematisiert. Mit der Bedrohung der Natur knüpft der Autor unbewusst an die große Hamburger Friedrich-Ausstellung aus dem Frühjahr an (siehe Nr. 11).

Helmut Börsch-Supan ist es wichtig, Friedrich nicht „zu einer quasi religiösen Kultfigur zu stilisieren“.



▲ Caspar David Friedrich auf einem Gemälde von Caroline Bardua (1810).

Wer seine Leistungen beurteilen möchte, kann es mit einem Fried-

rich-Zitat halten: „Ich spinne mich in meiner Puppe ein, mögen andere ein Gleches tun, und überlasse es der Zeit, was aus dem Gespinste herauskommen wird, ob ein blunter Schmetterling oder eine Made.“

Wer nach den Ursachen sucht, warum Friedrichs Werk bis heute so nachgefragt ist, dass Hunderttausende in seine Ausstellungen strömen und ebenso viele Leser zu neuen Publikationen greifen, findet in einem zweiten Zitat, welches Börsch-Supan seinem Buch voranstellt, eine Antwort. Das größte Verdienst eines Künstlers ist demnach, „geistig anzuregen und in dem Beschauer Gedanken, und Empfindungen zu erwecken“. Geistig anregen – das will auch Börsch-Supan mit seinem Buch.

Rocco Thiede

Ästhetisch statt ideologisch

Alte Nationalgalerie Berlin präsentiert Werke von Caspar David Friedrich

rich-Gemälde-Sammlungen weltweit und trug bereits zu Lebzeiten des Künstlers durch zahlreiche Erwerbungen und öffentliche Präsentationen in der preußischen Hauptstadt zu seinem frühen Ruhm bei.“

Nach Friedrichs Tod geriet sein Werk fast in Vergessenheit. Durch den Impressionismus wurden Maler von Licht und Atmosphäre als Vorreiter der Moderne gefeiert. 1906 zeigte die „Deutsche Jahrhundertausstellung“ in der Nationalgalerie 93 Gemälde und Zeichnungen Friedrichs. In „Unendliche Landschaften“ wird sie auf zwei Stockwerken nachgestaltet – auch mit verschollenen Gemälden und Kriegsverlusten in Form von Schwarz-Weiß-Reproduktionen.

Ein widriger Eindruck

Fast die Hälfte der damals gezeigten Meisterwerke sind zu sehen: „Das Eismeer“ (1823/24) etwa, „Lebensstufen“ (1834), „Hünengrab im Schnee“ (1807) oder „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ (1819/20). Diese Werke erfüllen den Wahlspruch von Caspar David Friedrich, denn er forderte „von einem Kunstwerk Erhebung des Geistes und religiösen Aufschwung“.

Das wohl berühmteste Bildpaar Friedrichs, der „Mönch am Meer“ (1808/1810) und die „Abtei im Eichwald“ (1809/1810), warfen bis heute gültige Fragen zu Religion, Leben und Tod auf. Sie sind permanent in der Alten Nationalgalerie zu sehen. Im Jubiläumsjahr zu Friedrichs 250. Geburtstag bilden sich vor ihnen wahre Besuchertrauben.



▲ Ein Blick in die Ausstellung. Zu sehen sind Caspar David Friedrichs Werke „Mönch am Meer“ (links) und „Abtei im Eichwald“. Fotos: Thiede

Um sich den Meisterwerken ruhig und konzentriert anzunähern, bedarf es einiger Geduld.

Lohnend beim Rundgang sind auch die kleinen Zeichnungen in abgedunkelten Fluren mit Motiven von Küsten und Gebirgen, die für Friedrichs zentrale Bildthemen stehen, sowie Figurenstudien für die Gemälde. Die Pausvorlagen stammen aus dem Kupferstichkabinett Berlin und anderen Sammlungen. Darunter sind seltene private Leihgaben. Der Maltechnik des Künstlers und seinem Schaffensprozess lässt sich in kleinen Kabinett oder einer Medienstation auf den Grund gehen.

Auch auf einen Gegenwartsbezug verzichten die Ausstellungsmacher nicht: Zum Ende des Rundgangs verweisen Fotomontagen des Japaners Hiroyuki Masuyama, die von hinten beleuchtet sind, auf Friedrichs anhaltende Aktualität. Das

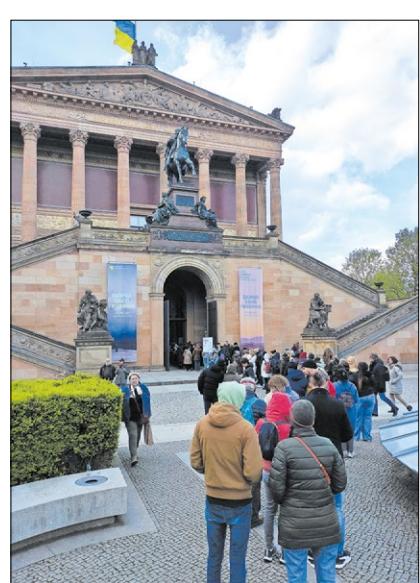
ist ästhetisch gelungener und nicht so ideologisch aufgeladen wie in Hamburg, wo der Romantiker als Vorkämpfer von Natur- und Klimaschutz vereinnahmt wurde (siehe Nr. 11).

Der Kreis schließt sich wie immer im Museumsshop sowie am Aus- und Eingang, wenn Plakate, Schirme, Tücher und Puzzles mit Friedrich-Motiven als Erinnerung zum Kauf angeboten werden. „Die Karawane zieht weiter“: demnächst in Greifswald und Dresden.

Rocco Thiede

Informationen

zur Ausstellung im Internet: www.smb.museum/ausstellungen/detail/caspar-david-friedrich. Der Katalog zur Ausstellung ist im Prestel-Verlag erschienen. Im Buchhandel kostet er 49 Euro, im Museum nur 30 Euro. 250 digitalisierte Friedrich-Gemälde finden Sie unter cdfriedrich.de.



▲ Vor dem Eingang in die Alte Nationalgalerie bilden sich lange Schlangen.

13

Selbst bis in die Schule hinein sorgte der Krieg für Aufregung. Sobald die Sirene auf dem Schuldach heulte, mussten wir alles liegen und stehen lassen und zur Tür rennen. Unsere Lehrerin führte uns dann einen kleinen Hang hinauf, der über und über mit Haarsäcken bewachsen war, zwischen denen wir uns verkrochen.

Wir alle hatten Angst. Doch bei meiner Schwester Resi und einem anderen Mädchen war es ganz schlimm. Sie weinten unaufhörlich, wenn wir unter den Büschen saßen und darauf warteten, dass die Sirene Entwarnung verkündete. Dann schlichen wir zurück in unsere Klassenzimmer. Lernen war dann kaum mehr möglich, dazu waren wir viel zu aufgewühlt. Unsere Lehrerin hatte dafür volles Verständnis. Entweder ließ sie uns in unseren Lesebüchern lesen oder sie erzählte uns Märchen.

Zu Hause fühlten wir uns auch nicht mehr sicher. Wenn Alarm gegeben wurde, verkrochen wir uns in den Keller. Doch selbst dort hatten wir Angst. Der Keller hatte ein kleines Fenster, durch das man im Herbst die Kartoffeln hereinkippte. Dieses Fenster erhellt den Raum ein wenig, obwohl die Scheibe schon ganz trüb war. Wir Kinder befürchteten, der Feind könnte durch dieses Fenster schießen. Deshalb pressten wir uns ganz dicht an die rückwärtige Wand.

Einmal, als wir wieder weinend und betend an die Wand gedrückt standen, hörten wir ein Flugzeug über uns hinwegdonnern. Das war so laut, dass wir dachten, es werde unser Dach abreißen. Gleich darauf gab es einen ohrenbetäubenden Knall, und diesem folgte eine gespenstische Stille.

Nachdem die Sirene Entwarnung gegeben hatte, begab sich der Vater mutig nach oben und schaute nach. Auch wir gingen hinauf und lauschten gespannt, was der Vater berichtete. Das Flugzeug, das wir gehört hatten, war auf dem Feld des Nachbarn abgestürzt und hatte sich mit seiner Nase tief in die Erde gebohrt. Der Pilot war tot und die Trümmer seiner Maschine lagen weit verstreut auf den Feldern. Das Flugzeug war von unserer Flak abgeschossen worden.

Unser Vater, Jahrgang 1901, hatte Glück gehabt, er hatte nicht in den Krieg ziehen müssen. Zunächst verschonte man ihn aus zweierlei Gründen: zum einen wegen seines Alters, zum anderen, weil er Bauer war. Der Bauernstand musste schließlich die Ernährung des Heeres und der Bevölkerung sicherstellen.

Doch die Verluste auf den Schlachtfeldern wurden immer grö-



Mit Beginn der vierten Klasse – und der damit verbundenen Erlaubnis, Bücher aus der Schulbibliothek zu leihen – erschließt sich Liesi eine ganz neue Welt. Jeden Abend liest sie heimlich unter der Bettdecke mit Vaters Taschenlampe. Tagsüber ist zu wenig Zeit dafür, weil sie auf dem Hof mit anpacken muss. Das Leben auf dem Hof geht seinen Gang – bis sie auch hier so langsam den Krieg zu spüren bekommen.

ßer, sodass sie bald nicht mehr durch junge Männer ausgeglichen werden konnten. Daher griff man auch auf die älteren Jahrgänge und auf die Bauern zurück. Damit die Arbeit auf den Feldern nicht liegen blieb, schickte man polnische Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter.

Doch selbst in dieser Zeit brauchte unser Vater nicht einzurücken; kinderreiche Väter wurden verschont. Offensichtlich befürchtete man von Seiten der Regierung, sonst für zu viele Kriegswaisen Rente zahlen zu müssen. Unser Nachbar dagegen, ebenfalls Jahrgang 1901, dessen Hof auf der anderen Straßenseite lag und der nur ein Kind hatte, wurde Anfang 1943 eingezogen, ohne Rücksicht auf sein „hohes Alter“ und seinen Beruf.

Weil seine Frau, die das zweite Kind erwartete, mit Gretl, der Schwester des Bauern, und seiner Mutter die schweren Feld- und Walddarbeiten nicht verrichten konnte, wurde unser Vater von der Obrigkeit dazu verdonnert, deren Arbeiten mitzuerledigen. Das war für ihn eine harte Zeit. Doch er tat es ohne zu murren, froh darüber, dass er nicht in den Krieg musste.

In der Haupterntezeit bekam der Nachbar allerdings Fronturlaub, damit er sein Getreide selbst einbringen konnte. Anfang August war das Wetter den Landwirten hold gewesen, sodass sie alles schnell und trocken unter Dach und Fach bringen konnten.

Unser Nachbar brachte seine Kühe nicht auf die Weide, er fütter-

te sie im Stall täglich mit frischem Gras. Dazu fuhr er am Spätnachmittag mit seiner Schwester zu einer Wiese, wo er mit der Sense die benötigte Menge mähte, die Gretl dann mit der Heugabel auf den Wagen lud. Wieder daheim, stellte er den Wagen quer vor die geöffnete Stalltür, hinter der sich die Gsotmaschine befand. Mit diesem Gerät pflegte man Gras und Stroh klein zu häckseln, damit das Vieh es leichter fressen konnte. Die Maschine bestand aus einem Elektromotor und einem Laufband.

Während die Gretl das Gras per Gabel büschelweise auf das Band warf, verteilte der Bauer es gleichmäßig von Hand, damit es vor dem Häckselwerk nicht zu einem Stau kam. Am Ausgang der Maschine nahm die Bäuerin das zerhackte Gras in Empfang und schaffte es zur Seite. Später würde sie es mit dem zerkleinerten Stroh vermischten an die Rinder verfüttern.

Das war jeden Abend die gleiche Prozedur. Doch eines Abends, unsere Eltern arbeiteten gerade im Stall, wir Kinder spielten auf dem Hof und Kathi, unsere Jüngste, schlief im Wagerl, da zerriss ein markierschüttender Schrei die ländliche Stille.

Vater und Mutter stürzten sofort aus dem Stall ins Freie. Während der Papa zum Nachbarn hinüberrannte, rief uns die Mama zu: „Kinder, geht sofort ins Haus und bleibt drin, bis ich wiederkomme.“ Dann lief auch sie auf die andere Straßenseite. Das furchtbare Schreien hielt noch immer an, während ich das

Wagerl ins Haus schob und die Geschwister hineinscheuchte.

An diesem Abend mussten wir sehr lange auf die Rückkehr der Eltern warten. Derweil hatte Tante Theres schon das Nachessen gerichtet, die Kleinen gefüttert und ins Bett gesteckt. Resi und ich durften noch aufbleiben, bis Vater und Mutter heimkommen würden. Durchs Küchenfenster beobachteten wir, dass nach langer Zeit zwei Autos in den Nachbarhof einfuhren. Zuerst kam der Wagen unseres Doktors. Das andere war leicht als Polizeiauto zu erkennen.

Als die Eltern endlich heimkamen, waren sie von dem, was sie gesehen hatten, so geschockt, dass sie nicht darüber reden mochten. Auch wussten sie selbst noch nicht, was genau sich zugetragen hatte. Papa erzählte uns nur, er sei zum nächsten Nachbarn gerannt, damit der einen weiteren Nachbarn informiere, der bereits ein Motorrad besaß und damit nach Grüntegernbach fuhr, um vom Gasthaus aus die Polizei und den Arzt herbeizurufen.

Erst am Abend des folgenden Tages wussten unsere Eltern Genaues über das Ereignis beim Nachbarn und fühlten sich auch dazu in der Lage, darüber zu reden. Der Papa hatte folgende Situation vorgefunden: Die Schwester des Bauern, noch immer schreiend, stand auf dem Wagen, die hochschwangere Bäuerin lag bewusstlos unter dem Wagen und der leblose Bauer befand sich zwischen Wagen und Gsotmaschine.

Als unsere Mutter kurz nach dem Vater eingetroffen war, hatte sie gesehen, wie dieser die schreiende Dirn vom Wagen zerrte und ins Haus führte, wo er sie der Obhut ihrer Mutter übergab. Auf das Schreien ihrer Tochter hin hatte diese aus dem Haus laufen wollen. Doch ihr 15 Monate alter Enkel saß gerade auf dem Töpfchen, den hatte sie nicht allein lassen wollen.

Es war gut, dass die alte Mutter nicht an den Ort des Geschehens gekommen war. Dadurch war ihr ein schrecklicher Anblick erspart geblieben. Mein Vater bestärkte sie darin, im Haus zu bleiben, und versprach, ihr später alles zu berichten.

► Fortsetzung folgt

Roswitha Gruber:
Der Einödhof
und sieben Töchter
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-55453-7





Das tiefe Bedürfnis nach Trost

Zeit haben, zuhören und mitfühlend zur Seite stehen: Nicht immer ganz einfach

Trost bedeutet im Allgemeinen, dass uns ein aufmerksamer Mensch durch seine Zuwendung hilft, körperliche und seelische Schmerzen zu ertragen und diese gegebenenfalls abzumildern. Das Wort Trost geht auf den Wortstamm „treu“ zurück, bezeichnet eine „innere Festigkeit“. Consolatio heißt Trost auf Latein (con = mit, solo = allein). In diesem Sinne heißt Trost, „mit dem sein, der alleine ist“. Das griechische Wort für Trost bedeutet Ermutigung.

Kindheits-Erfahrung

Durch die angeborenen Bindungsverhaltensweisen Weinen, Rufen, Protestieren, den Eltern Nachlaufen und dergleichen haben wir in der Kindheit mehr oder weniger deutlich gezeigt, dass wir Trost brauchen. Unsere Signale haben das Fürsorge- und Trostsyste unserer Eltern und anderer wichtiger Bezugspersonen aktiviert.

Liebe Leserinnen und Leser, reflektieren Sie doch selbst einmal anhand folgender Fragen wie ein Geschichtsforscher Ihre eigene Kindheits-Trostgeschichte: 1. An wen habe ich mich als Kind gewandt, als ich Trost gesucht habe? 2. Waren diese Personen immer da, als ich sie brauchte? 3. In welchen Situationen war es am wahrscheinlichsten, dass ich getröstet und beruhigt wurde? 4. Wie habe ich gezeigt, dass ich Trost brauche? 5. Haben mich die Personen, bei denen ich Trost und Schutz suchte, jemals im Stich gelassen? 6. Was habe ich von diesen Personen über Trost und Beruhigung gelernt? 7. Wenn niemand für mich da war, wie habe ich mich dann selbst getröstet? 8. Habe ich später durch den Konsum von Alkohol, Drogen oder anderen Dingen versucht, ein Gefühl von Trost zu erfahren?

Trost in der Partnerschaft

In einer Liebesbeziehung wünschen wir uns selbstverständlich, dass wir von unserem Partner getröstet werden, wenn es uns schlecht



▲ Wer Trost sucht, sollte das dem Partner mitteilen – und nicht darauf warten, dass dieser von alleine darauf kommt. Foto: gem

geht. Angeregt durch die Autorin Doris Wolf möchte ich Sie an dieser Stelle noch einmal einladen, anhand folgender Fragen über Ihre persönliche Paar-Trostgeschichte nachzudenken: 1. Gab es Situationen, in denen ich in der Lage war, mich meinem Partner gegenüber verletzlich zu zeigen? 2. Wie habe ich versucht, Trost in meiner Liebesbeziehung zu finden? 3. Woran konnte mein Partner erkennen, dass ich Trost brauche? 4. Was tröstete mich am meisten (Worte, Berührungen, Gesten, tatkräftiges Handeln, ...)? 5. Was hätte mein Partner vermeiden sollen, als er versuchte, mich zu trösten? 6. Wie konnte ich meinen Partner am besten trösten?

Tipps für beide Seiten

Das Äußern des Bedürfnisses nach Trost wie auch das Geben von Trost ist in der Partnerschaft gar nicht so einfach. Von Seiten des Trostbedürftigen wie von Seiten des Tröstenden können Fehler gemacht werden.

Wenn wir trostbedürftig sind, ist die Wahrscheinlichkeit für den Erhalt der wohltuenden Wärme des Trostes dann groß, wenn wir 1. unserem Partner deutlich mitteilen, dass es uns schlecht geht und nicht darauf warten, dass er dies selbst bemerkt, wenn wir ihm 2. mitteilen, wie wir uns seinen Beistand vorstellen und wenn wir 3. den Umstand, Trost zu benötigen, nicht als Schwäche, sondern als Stärke sehen.

Erfolgreich trösten

Unseren Partner zu trösten gelingt uns gut, wenn wir 1. aufmerksam wahrnehmen, dass es ihm schlecht geht, und uns die notwendige Zeit zum Trösten nehmen (der Trostsuchende ist auf der Suche nach einem Ohr, das Zeit hat, zuzuhören), wenn wir 2. wissen, wie wir ihn trösten können, wenn wir 3. generell gelernt haben, auf andere einzugehen, wenn wir 4. keine Angst vor negativen Gefühlen haben und uns nicht zurückziehen und wenn 5.

die Beziehung zu unserem Partner frei von Ärger und Enttäuschung ist.

Für viele mitfühlende Menschen, die Betrübten zur rechten Zeit und in angemessener Weise tröstend zur Seite stehen, ist die Verankerung im Glauben wichtigste Basis für ihr Tun. Deshalb stelle ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, noch einige Zeilen des Chorals „Abide with Me“ (Bleib bei mir, Herr) vor. Dieses wunderbare Musikstück ist zum einen ein Gebet zu Gott und verdeutlicht zum anderen das Urbedürfnis des Menschen nach Trost:

„Bleib bei mir! Der Abend bricht herein./ Es kommt die Nacht, die Finsternis fällt ein./ Wo find ich Trost, wärst Du nicht hier?/ Hilf dem, der hilflos ist: Bleib bei mir!“

Gerhard Nechwatal

Der Autor ist emeritierter Professor für Psychologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Er ist Verfasser des Buchs „50 Impulse für die Liebe. Anregungen zum positiven Schwung in der Partnerschaft“, das im Paulinus-Verlag erschienen ist.

Mit Humor am Sterbebett

Die Klinikclowns Robert und Danny gehen zum Lachen auf die Palliativstation

Die Palliativstation der Bonner Uniklinik ist ein friedlicher Ort. Helle Räume, bunte Bilder an den Wänden und angenehme Ruhe. Dinge, die man auf einer Station für sterbende Menschen erwarten könnte. Eher unerwartet sind die beiden bunt gekleideten Männer, die vor einem Krankenbett stehen und die Melodie von Monty Pythons „Always Look on the Bright Side of Life“ pfeifen. Unerwartet? Ja. Fehl am Platz? Nein. Denn die bunten Männer sind die Klinikclowns Robert und Danny. Sie stehen den Patienten hier als Humortherapeuten zur Seite.

Eigentlich kennt man Klinikclowns eher aus der Kinderklinik, wo sie kleinen Patienten ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Aber ein Spaßmacher auf einer Station für todkranke Menschen? Dafür mussten sich die Clowns erst durchsetzen, erzählen Robert, der im echten Leben Rainer Kreuz heißt, und Dominik Merscheid alias Danny.

„Zu Beginn mussten wir Patienten und Mitarbeitern erstmal beweisen, dass wir nicht das klassische Klischee eines Clowns erfüllen“, sagt Robert. Dazu gehöre etwa der Verzicht auf die Clownsnaße und albernes Auftreten. Auch das Wort Klinikclown fällt selten. Auf der Palliativstation gehe es um eher therapeutische Interaktion mit den Patienten und vor allem um Sensibilität ihrer Situation gegenüber: „Unsere Arbeit hier könnte nicht jeder Klinikclown machen.“

Nicht nur für Kinder

Angefangen hat die Clownerie auf der Palliativstation im Jahr 2016. Der Gründer der Stiftung „Humor Hilft Heilen“, Eckart von Hirschhausen, und Lisa Linge-Dahl von der Bonner Station hatten damals die Idee, dass Humor auf sensible Art nicht nur in der Kinderklinik nützlich sein könnte.

Stationsleiter Lukas Radbruch erinnert sich noch an die ersten Schritte der „humorvollen Begleiter“, wie er sie nennt. „Als sie hier angefangen haben, gab es auch viele vorsichtige Gesichtsausdrücke bei den Mitarbeitern. Manche fanden das einfach ziemlich schräg“, erzählt der Mediziner. Nicht jede Art von Humor sei schließlich für jeden Patienten brauchbar. „Aber am Ende stirbt niemand 24 Stunden am Tag. Dazwischen wird auch mal gelacht.“



▲ Die Klinikclowns Danny (links) und Robert bei ihrem humorvollen Besuch an einem Krankenbett auf der Palliativstation des Universitätsklinikums Bonn. Foto: KNA

Mittlerweile sieht der Mediziner die Clowns als echte therapeutische Maßnahme. Auch im Stationsteam haben sich Robert und Danny etabliert, betont Radbruch. Sie erfüllten professionelle Standards zu Schweigepflicht, Hygiene und Betriebsabläufen, einschließlich ordentlicher Briefings zu den Patienten vor jeder Schicht.

Zudem habe das Projekt von Uniklinik und „Humor Hilft Heilen“ auch wissenschaftlich bewiesen, dass die Clowns-Besuche tatsächlich Wirkung zeigten: „Dazu haben wir eine Studie bei 130 Patienten durchgeführt. Bei den Teilnehmern wurde deutlich, dass es ihnen nach

dem Besuch der Humortherapeuten besser ging“, sagt Radbruch.

Voller Glückshormone

Bei den eigenen Mitarbeitern sei die heilsame Wirkung des Humors noch deutlicher geworden. Als Fortbildung für das Personal haben die Clowns Humorworkshops angeboten. Vorher und nachher wurden im Speichel der Mitarbeiter Glückshormone gemessen. „Der Laborant, der die Proben ausgewertet hat, dachte, wir hätten den Mitarbeitern die Hormone zusätzlich verabreicht. Die Werte waren auffällig hoch“, erinnert sich Robert.

Aber was tut ein Humortherapeut, wenn ein Patient oder Angehöriger mal nicht glücklich ist ihn zu sehen? Dann braucht es immer Respekt vor der Situation der Menschen, sind sich Robert und Danny einig. Dabei gehe es gerade bei Ablehnung auch darum, den Patienten ihren Freiraum und die Kontrolle zu lassen: „Am Ende ist auch ein Rauschmiss eine zwischenmenschliche Interaktion“, sagt Robert.

Freilich sei kein Patientengespräch wie das andere. Danny erinnert sich an einen jungen Mann, der die beiden Besucher aus dem Zimmer gebeten hatte: „Dann haben wir auf dem Flur für andere Patienten Musik gemacht. Ein Pfleger hat sogar mitgesungen. Auf einmal ging die Tür auf und der junge Mann stand auf dem Flur, hat geklatscht und war begeistert.“

Ein Lied über Pferde

Auch heute begrüßt sie eine Patientin, die beim letzten Besuch noch ihre Ruhe haben wollte. Frau G. wird morgen in ein Hospiz auf dem Land überwiesen. „Hoffentlich gibt es dort keine Pferde. Von denen träume ich immer schlecht“, erklärt sie den Humortherapeuten. Zusammen mit Robert und Danny singt die ehemalige Chorsängerin darauf ein Lied über Pferde auf dem Hospizflur. Die Stimmung ist gelöst. Wer die Clowns beobachtet, wie sie mit Kontrabass und Mini-Gitarre musizieren oder mit bunten Tüchern jonglieren, der denkt an alles, aber nicht an den Tod.

Für die Klinikclowns sind es solche Erlebnisse, die ihnen zeigen, wie wichtig ihre Arbeit ist. „Ich stelle immer wieder fest, dass die Momente, in denen wir im Zimmer sind, Momente der Leichtigkeit und des Spielerischen sind“, sagt Danny. Um diese Leichtigkeit so oft es geht zu ermöglichen, hoffen alle Beteiligten darauf, dass die Clownerie für Kranke irgendwann zur Kassenleistung wird.

Bis dahin wird in Bonn weiter so viel getan wie möglich, erklärt Radbruch: „Uns ist es das wert. Wir geben für diese Therapieformen Fördergelder aus. Auch „Humor Hilft Heilen“ unterstützt. Und ich probiere gerade, ob man auch Teile der regulären Klinikmittel verwenden kann. Weil ich finde, das gehört zur Patientenversorgung.“

Raphael Schlimbach/KNA



▲ Spannende Geschichten und elterliche Zuwendung: Viele Kinder lieben es, wenn Mama oder Papa sich die Zeit nehmen und zum Kinderbuch greifen. Foto: KNA

Die Lesefreude wecken

Expertin plädiert: Väter sollten öfter vorlesen

Viele Kinder sind Lesemuffel: Laut Studien kann jedes vierte Kind am Ende der Grundschule nicht lesen. Eine Lesementorin erklärt, wie man Kindern das Lesen trotzdem schmackhaft machen kann.

Nach Einschätzung einer Expertin sollten mehr Väter ihren Kindern vorlesen. „Lesenlernen ist oft mit Frauen verbunden“, sagt die Bundesvorsitzende der Initiative „Mentor – Die Leselernhelfer“, Huguette Morin-Hauser. In der Grundschule gebe es etwa deutlich mehr Lehrerinnen als Lehrer; auch seien es oft die Mütter, die durch Teilzeitarbeit mehr Zeit mit dem Nachwuchs verbringen. „Insofern ist auch Vorlesen oft Frauensache.“

Männliche Vorbilder

Da es gerade die Jungs seien, die sich laut Studien mit Lesen schwerer tun als Mädchen, sei es aber wichtig, dass auch mehr Väter vorlesen. „Sie müssen Vorbilder sein“, findet Morin-Hauser. „Vorlesen ist die wichtigste Grundlage, um Lesen zu lernen.“ Laut Studie liest ein Drittel aller Eltern den eigenen Kindern überhaupt nicht vor.

Es stärke die Bindung zwischen Eltern und Kind, dass die Kinder beim Vorlesen die ungeteilte Aufmerksamkeit ihrer Eltern bekämen. „Sie erfahren Wärme und Zuwendung und verbringen Zeit mit ihren Eltern, die sonst vielleicht sehr beschäftigt sind.“ Zudem sollte man ein Buch auswählen, dass das Kind auch interessiert, sagt Morin-Hauser.

ser – ganz gleich, ob das ein Comic, eine Fußballzeitschrift oder ein Pferdebuch ist.

Kinder könnten auch deshalb nicht richtig lesen, weil Schulklassen mit mehr als 25 Kindern oft zu groß seien und die Kinder oft einen unterschiedlichen Wissensstand hätten, sagte die Expertin weiter. „Es ist für die Lehrkraft dadurch unmöglich, den Kindern zu helfen, die Schwierigkeiten beim Lesen haben.“

Im Bundesverband Leselernhelfer sind laut Angaben bundesweit 15 000 Freiwillige engagiert, vor allem Senioren, aber auch Studenten und Berufstätige. Die Mentoren kümmern sich demnach an Schulen ehrenamtlich um Kinder, denen es sehr schwer fällt, lesen zu lernen.

Einmal pro Woche lesen sie mit dem jeweiligen Kind ein Jahr lang eine Stunde, meistens außerhalb des Unterrichts. Dabei gehe es hauptsächlich darum, „Lesefreude“ zu wecken, sagt Morin-Hauser.

Keine lästige Pflicht

„Unsere Mentoren üben nichts aus dem Unterricht. Das Kind soll erfahren, wie schön es ist, allein lesen zu können. Das Lesen darf nicht zur Pflicht werden, keine Erziehungsmaßnahme sein.“

Weiter erklärte sie, Erzieher sollten bereits in der Kita Eltern darauf hinweisen, wie wichtig das Vorlesen in diesem Alter sei. „Wer früh vorgelesen bekommt, hat schon einen großen Wortschatz, wenn er in die Schule kommt. Das erleichtert das Lesenlernen.“

KNA



Rhabarberkuchen mit Makronen-Guss

Zutaten (Mürbteig):

250 g Mehl
150 g Butter
70 g Zucker
1 Ei
1 Prise Salz
1 EL Rum



Zutaten (Belag):

500 g Rhabarber
80 g Zucker
40 g Stärkemehl
80 ml Himbeersirup
2 EL Himbeer-Marmelade zum Bestreichen

Zutaten (Guss):

2 Eier getrennt
80 g Zucker
100 g gemahlene Haselnüsse

Zubereitung:

Einen Mürbteig herstellen und eine Stunde kühlen stellen. Den Rhabarber abföhnen und in drei Zentimeter große Stückchen schneiden, mit dem Zucker langsam weich kochen. Die Speisestärke mit dem Himbeersirup glatt rühren, einrühren, einige Male aufkochen und erkalten lassen. Eine Springform mit dem Mürbteig auslegen, am Rand etwas hochziehen. Mehrmals mit einer Gabel einstechen und bei 180 °C etwa zehn Minuten vorbacken. Den Kuchenboden mit der Marmelade bestreichen und die Rhabarbermasse darauf verstreichen. Bei 180 °C etwa 25 Minuten backen.

Für den Guss die Eiweiße mit dem Zucker steif schlagen, die Eigelbe und Nüsse untermischen. Den Kuchen mit dem Makronenguss überziehen und für weitere 15 bis 20 Minuten goldgelb überbacken.

Guten Appetit!

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Manuela Steinsdorfer, 92431 Neunburg vorm Wald*

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept. Bitte geben Sie dafür Ihre Bankverbindung an. Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

Rhabarber im Garten

Lust auf Rhabarber im eigenen Garten? Hier ein paar Tipps: Die Pflanzen können im Frühling oder im Herbst gesetzt werden. Sie brauchen einen Standort im Halbschatten oder in der Sonne. Die Bayerische Gartenakademie empfiehlt, jeder Pflanze etwa einen Quadratmeter Platz zu geben. Der Boden sollte bis in tiefe Schichten gelockert werden, sodass der Rhabarber seine tiefen Wurzeln ausbreiten kann.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von radio horeb/ICR e.V., Balderchwang. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Reise/Urlaub

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de



▲ Einfahrt in den Eurotunnel in Frankreich nahe Coquelles.

Vor 30 Jahren

40 Meter unter dem Meer

Der Eurotunnel verbindet Großbritannien und Frankreich

Es war der Traum vieler Generationen von Ingenieuren und zugleich der Albtraum aller stolzen Engländer, die um Englands autonomes Inseldasein fürchteten: eine Verbindung über den Ärmelkanal hinweg, per Brücke oder Tunnel. 1802 interessierte sich sogar Napoleon I. für die Idee, Pferdekutschen durch Tunnel mit Lüftungskamänen zu schicken.

Unter Napoleon III. entstanden 1856 erste Pläne für einen zweigleisigen Eisenbahntunnel unter dem Meeresboden. Nachdem 1955 das Londoner Verteidigungsministerium Entwarnung gegeben hatte, derartige Projekte gefährdeten nicht mehr Britanniens nationale Sicherheit, wurden erneut Studien in Auftrag gegeben. 1973 war ein britisch-französisches Abkommen unterschriftenreif, doch die Ölkrise sorgte abermals für Verzögerungen. 1984 endlich wurde das Vorhaben wiederbelebt und durch den Vertrag von Canterbury vom 12. Februar 1986 besiegt. Geheime Abkommen regeln die gemeinsame Verteidigung im Kriegsfall.

Siebenjährige Bauzeit

Ein britisch-französisches Baukonsortium erhielt den Zuschlag für die Trasse unter der Straße von Dover zwischen Folkestone in Kent und Coquelles bei Calais. Premierministerin Margaret Thatcher insistierte auf einer rein privaten Finanzierung ohne Staatszuschüsse. Am Ende der siebenjährigen Bauzeit mit 15 000 Arbeitern hatten sich die geplanten Baukosten auf 15 Milliarden Euro verdoppelt.

Am 15. Dezember 1987 erfolgte auf britischer Seite der erste Spatenstich,

am 28. September 1988 wurde auch in Frankreich mit den Arbeiten begonnen. Die Gesamtlänge der Trasse beträgt 50 Kilometer, von denen 38 unterseeisch verlaufen. Drei Parallelröhren mussten ins Kreidegestein getrieben werden: In der Mitte zwischen den beiden in rund 30 Metern Abstand verlaufenden, eingleisigen Eisenbahntunneln mit 7,6 Metern Durchmesser wurde ein Servicetunnel mit 4,8 Metern Durchmesser angelegt. Er ist alle 375 Meter durch Querröhren mit den Gleistrassen verbunden und dient zur Wartung wie auch zur Evakuierung bei Notfällen.

Am 1. Dezember 1990 wurde der Tunneldurchstich gefeiert, beide Röhren trafen sich am Grunde des Ärmelkanals, 22 Kilometer vor der britischen

beziehungsweise 15 Kilometer hinter der französischen Küste. Am 6. Mai

1994 erlebte das Jahrtausendprojekt

Eurotunnel die feierliche Eröffnung

durch Queen Elizabeth II. und Präsident François Mitterrand.

Die ersten Passagierzüge verkehrten ab November 1994. Bis zu zwölf Züge gleichzeitig können die Tunnels, die in durchschnittlich 40 Meter unter dem Meeresboden verlaufen, befahren: Das Aushängeschild sind die Hochgeschwindigkeitszüge „Eurostar“ der älteren Baureihe Class 373 beziehungsweise der neuesten Baureihe Siemens-Velaro E 320 (Class 374) mit Spitzengeschwindigkeiten von 320 km/h. Diese Garnituren verkehren zwischen den Bahnhöfen St. Pancras in London und dem Pariser Gare du Nord respektive Brüssel Midi/Zuid, mit Anschluss an die Netze von Thalys und TGV. Für den Transport von PKWs und Bussen stehen die zum Teil zweistöckigen „Le Shuttle“-Garnituren zur Verfügung.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

4. Mai
Florian



Vor 45 Jahren wurde Margaret Thatcher (1925 bis 2013) Premierministerin des Vereinigten Königreichs. Sie war die erste Frau, die dieses Amt innehatte. Zudem übte sie es länger aus als jeder andere britische Premierminister des 20. Jahrhunderts (bis 1990). Ihre rigide Wirtschaftspolitik brachte ihr den Spitznamen „Eiserne Lady“ ein.

uraufgeführt und erntete großen Beifall. Sie gilt als eines der populärsten Werke der klassischen Musik. Das Hauptthema des letzten Satzes ist seit 1985 offizielle Europahymne.

8. Mai
Ulrike, Klara

Nach der „Tagesschau“ ist das „Wort zum Sonntag“ die zweitälteste Sendung im deutschen Fernsehen: Am 8. Mai 1954 sprach der evangelische Pastor Walter Dittmann aus Hamburg unter dem Titel „Sehen und Hören“. Eigentlich hätte bereits am 1. Mai Prälat Klaus Mund aus Aachen die erste Sendung halten sollen. Doch ein technischer Defekt kam dazwischen.

9. Mai
Jesaja, Beatus

Vor 150 Jahren kam Howard Carter († 1939) zur Welt. Der britische Archäologe entdeckte 1922 das fast unversehrte Grab des jungen Pharaos Tutanchamun im Tal der Könige.

5. Mai
Godehard, Sigrid

Bischof Eberhard von Naumburg, auch Eppo genannt, war einer der wichtigsten Berater König Heinrichs IV. Er gehörte zu den Unterzeichnern des Wormser Absetzungsdekrets, mit dem Heinrich Papst Gregor VII. zur Abdankung zwingen wollte. Er begleitete zudem Heinrich beim „Gang nach Canossa“, wo er sich neben Hugo von Cluny und anderen dem Papst gegenüber für Heinrich verbürgte. Eberhard von Naumburg starb vor 945 Jahren.

6. Mai
Britto, Gundula, Antonia

Seinen 75. Geburtstag begeht John Pawson. In Augsburg machte sich der britische Architekt durch die Umgestaltung der Moritzkirche einen Namen. Bei der neuen Inneneinrichtung setzte er auf Minimalismus und Licht (*Fotos unten*).

7. Mai
Gisela, Helga

In Wien wurde vor 200 Jahren Ludwig van Beethovens neunte Sinfonie

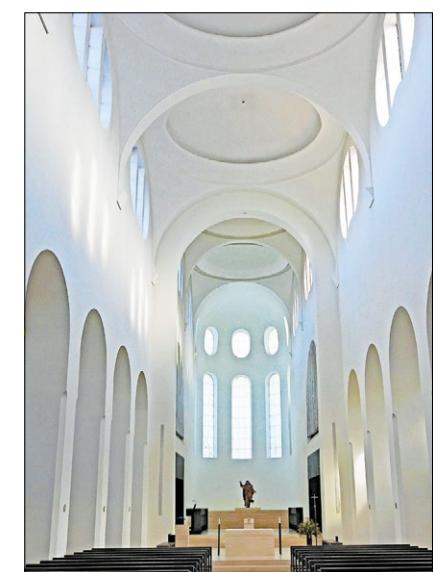
10. Mai
Johannes von Ávila

„Er kann nicht singen, er kann nicht schauspielern, aber er kann ein bisschen tanzen“ – so urteilte ein Film-Talentsucher über den jungen Fred Astaire († 1987). Dieser jedoch sollte durch seine Auftritte den Tanz- und Musicalfilm entscheidend prägen. Er wurde mit Größen wie Ginger Rogers, Judy Garland oder Clark Gable bekannt. Astaire kam vor 125 Jahren zur Welt.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Die Augsburger Moritzkirche vor und nach der Umgestaltung des Innenraums (2008 bis 2013). Der Entwurf stammt vom Architekten John Pawson.



SAMSTAG 4.5.**▼ Fernsehen**

- ⌚ 20.15 ARD: **Unschuldig – Der Fall Julia B.** Ursprünglich wegen Mordes an einem Schüler verurteilt, wird Lehrerin Julia in der Revision freigesprochen. Doch die Anfeindungen hören nicht auf. Krimi.
Klimaretter, Kinderstube, Küstenschutz. Wunderwelt Seegraswiesen. Doku.

▼ Radio

- 11.05 DLF: **Addio Risotto?** Italienische Reisbauern und der Klimawandel.

SONNTAG 5.5.**▼ Fernsehen**

- ⌚ 9.00 ZDF: **37° Leben.** (Alb)traumjob Lehrerin.
Katholischer Gottesdienst aus der Stadtpfarrkirche Herz Jesu in Bad Kissingen. Zelebrant: Pfarrer Gerd Greier.
⌚ 20.15 ZDF: **Dr. Nice – Süße Lügen.** Für seine Hausarzt-Zulassung muss Moritz Neiss zu seinem Lieblingsfeind ins Praktikum. Reihe.
Gregory Peck – Filmstar und Gentleman. Porträt.
▼ Radio
7.05 DKultur: **Feiertag (kath.).** Vom katholischen Gesellenverein zur internationalen Entwicklungsorganisation: 175 Jahre Kolping.
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Konrad in Stuttgart. Zelebrant: Pfarrer Wolfgang Metz.

MONTAG 6.5.**▼ Fernsehen**

- 20.15 K-TV: **Vereidigungszeremonie der Schweizergarde** in Rom.
⌚ 22.50 ARD: **Willy – Verrat am Kanzler.** Doku zu Willy Brandts Rücktritt.
▼ Radio
6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Corinna Achtermann, Saarbrücken. Täglich bis einschließlich 11. Mai außer am Donnerstag.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Kerstin kämpft. Anerkennung von DDR-Haftfolgeschäden.

DIENSTAG 7.5.**▼ Fernsehen**

- ⌚ 20.15 ZDF: **Wie geht's, Deutschland? Die ungerechte Republik.** Live aus Berlin mit Christian Sievers.

▼ Radio

- 22.03 DKultur: **Feature.** Das Gedächtnis der Migrationsgesellschaft. Wie Einwanderer für ihr Museum kämpfen.

MITTWOCH 8.5.**▼ Fernsehen**

- ⌚ 19.00 BR: **Stationen.** Demokratie unter Druck – Wo stehen die Christen?
⌚ 20.15 ARD: **Auf dem Grund.** Schwimmtrainerin Anne war vor 25 Jahren Profi-Schwimmerin, scheiterte aber in einem entscheidenden Moment. Noch heute sucht sie nach den Gründen. Drama.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Erinnern als Erlösung. Die Rede Richard von Weizsäckers zum 8. Mai 1985.
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Herrschen mit Gott. Politische Theologie heute.

DONNERSTAG 9.5.**▼ Fernsehen**

- ⌚ 10.00 ARD: **Katholischer Gottesdienst** zu Christi Himmelfahrt aus der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Amöneburg.
⌚ 20.15 ARD: **Blind ermittelt – Tod im Palais.** Ein angehender Priester wurde ermordet. Bei ihren Recherchen stößt der blinde Ermittler Haller auf eine vermögende Familie. Wien-Krimi.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Ungewiss ist alles Wissen. Caspar David Friedrichs künstlerische Reise zu Gott.
10.00 Horeb: **Heilige Messe** zu Christi Himmelfahrt aus St. Anton in Kempten. Zelebrant: Pfarrer Sebastian Bucher.

FREITAG 10.5.**▼ Fernsehen**

- ⌚ 20.15 ARD: **Daheim in den Bergen – Wunsch und Wirklichkeit.** Die Huber-Töchter und Leitner-Söhne leben ihre Träume, stehen jedoch unter Dauerstrom. Familiensaga.

▼ Radio

- 22.03 DKultur: **Musikfeuilleton.** Die größten Musiker unseres Planeten: den Vögeln abgelauscht.

⌚ Videotext mit Untertiteln**Für Sie ausgewählt****Französisches Kriegsdrama**

Frankreich, 1940: Frédéric (Grégori Derangère) möchte Schriftsteller werden. Im Chaos des Einmarschs der Wehrmacht wird er wegen eines Verbrechens verhaftet, das er nicht begangen hat. Er bricht aus dem Gefängnis aus und flieht nach Bordeaux, wohin sich die französische Regierung abgesetzt hat. Im Zug trifft er auf seine Jugendliebe, die Schauspielerin Viviane (Isabelle Adjani), und lernt Camille kennen. Die Studentin will mit ihrem Professor um jeden Preis verhindern, dass angereichertes „schweres Wasser“ in die Hände der Deutschen fällt. „Bon Voyage“ (Arte, 8.5., 20.15 Uhr) ist ein raffinierter Mix aus Drama, Komödie und Thriller.

**Witwer Georg und die Philosophen**

Glücklich widmet sich Georg Weiser auf seiner Griechenland-Reise alten und gegenwärtigen Philosophen, als ihn ein Anruf seiner Kinder erreicht: Susanne und Gerd wollen mit ihm den Todestag ihrer Mutter auf Kreta begehen. Als Weiser sich jedoch dagegen wehrt, bricht ein Familienstreit los. „Griechische Odyssee“ (ZDF, 6.5., 20.15 Uhr) setzt die humorvolle Spielfilmreihe „Endlich Witwer“ fort.

Senderinfo**katholisch1.tv**

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

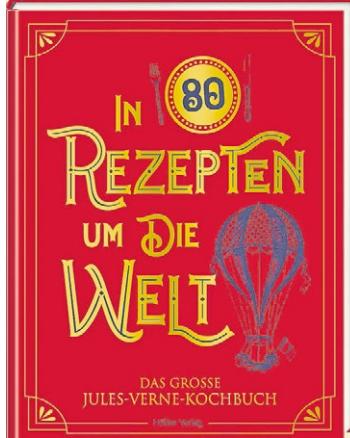
K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Ihr Gewinn



Kulinarische Weltreise

Mit seinem Roman „In 80 Tagen um die Welt“ ist Jules Verne ein Weltbestseller gelungen. Auf die Spuren von Phileas Fogg und Jean Passepartout begibt sich nun Robert Tuesley Anderson – und unternimmt eine kulinarische Weltreise.

Im Kochbuch „In 80 Rezepten um die Welt“ (Hölker Verlag) begleitet er Fogg und Passepartout bei Frühstück, Mittagessen, Abendessen und Snacks auf ihrer Reise über die Kontinente Eurasien, Afrika und Amerika. So treffen die Reform-Club-Stachelbeertarte aus London und die kleinen Chili-Maisküchlein aus New York auf Falafeln mit Rote-Beete-Salat & Minzjoghurt aus Sues und Garnelen-Kokos-Curry aus Kalkutta.

Wir verlosen zwei Kochbücher. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an:

Katholische SonntagsZeitung bzw. Neue Bildpost

Rätselredaktion

Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 8. Mai

Über ein Benny-Blu-Set aus Heft Nr. 16 freuen sich:

Michael Ritter,
87674 Ruderartshofen,
Gisela Simmerl,
92711 Parkstein,
Josef Wolf,
84082 Laberweinting.
Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 17 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

griechische Meernymphe	fleißige Insekten	ein Brennstoff	englisch und	Kerb-tier	▼	▼	alt-semit. Gott	Gesamt-einsätze beim Poker	südarabisches Volk (Sage)	Buch der Psalmen	franz. Mittelmeerebad	italie-nisch: drei
▼	▼	▼	▼				kath. Kirchenoberhaupt	▼	▼	▼	▼	▼
jüdischer Leuchter				7			bayrischer Doppelgipfel	▼				9
▼				Pauschal-tarif (engl.)	▼							
Miss-gunst			Abk.: Energie-einheit					helles englisches Bier				Lebens-hauch
eng-lisches Fürwort: sie			▼	6				Holz-platte	wilde Acker-pflanze		Dreifal-tigkeits-sonntag	▼
▼												3
Truppen-spitze			eh. Film-gesell-schaft (Abk.)				„Aber Mutter, was sollte Adalbert an Vatertag schon anstellen ... natürlich den Fernseher!“ Illustration: Jakoby	Gestell zum Obst-trocknen		kurz für: in dem		8
jeder ohne Aus-nahme	feier-licher Preis-gesang		▼				farb- und geruchlos. chem. Element	Vorsilbe				früherer äthiop. Fürsten-titel
▼	▼						▼	▼				
Sedi-ment		vor-sichtig hin-schauen		weib-licher Artikel	▼			Vorname d. Komponisten Dostal †	eh. russische Raum-station			▼
▼		▼										
Haupt-stadt in Ost-europa			Grotten-molch	▼		2	Stadt bei Raab (Ungarn)		span. Mehr-zahl-artikel			venezola-nischer Bundes-staat
▼			1	Kfz-K. Finster-walde			ein Halb-edelstein	▼				eiszeit-licher Höhen-zug
▼			österr. Pop-sänger, † 1998	▼								▼
Wind-schatten-seite			höchste ägyptische Göttin	▼				Stadt in Brasilien (Kw.)				
								sehr tiefer Musikton				

DEIKE_1316_SUSZ_24-18

1	2	3	4	5	6	7	8	9
---	---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 9:

Erzählform Jesu

Auflösung aus Heft 17: MOTETTE



„Wetten, dass Papi dieses Jahr von der Vatertags-Tour viel früher heimkommt!“

Illustration: Jakoby



Erzählung

Badetag



Wellness hatte in meiner Kindheit einen anderen Stellenwert als heute. Sie hieß anders und verlief anders. Samstags in die Zinkbadewanne, so lautete unsere wöchentliche Wellness-Veranstaltung. Diese Art nachkriegszeitlicher Körperkultur fand in unserer großen Küche statt. Nach dem Mittagessen holte meine Mutter die Zinkbadewanne, die an einem Haken im Stall hing, in die Küche und stellte sie vor das Fenster. Vormittags war darin noch das Futter für unser Hausschwein angerührt worden.

Die Wanne, Bütt hieß sie bei uns, sollte uns Wochenend-Labsal spenden. Uns – das waren Mutter, Tante, mein Bruder und ich. Mutter schleppte aus dem Waschbottich nebenan im Stall zehn Eimer heißes Wasser heran und goss es in die Wellness-Wanne. Auf dem Küchenstuhl, der daneben stand, lag ein dickes Stück Kernseife. Die Reinigung versprach gründlich und parentif zu werden. Aromatische Düfte drangen höchstens vom Küchenherd herüber, auf dem die Rindfleischsuppe für das Sonntagsessen kochte.

Dann folgte ein entscheidender Augenblick. Quer durch die Küche spannte Mutter ein großes Tuch. Das Wellness-Studio wurde abgetrennt und entzog sich fortan unseren Blicken. Mein Bruder und ich saßen auf der Küchenbank, Blickrichtung



Küchenfenster, jetzt mit 90-prozentiger Sichtbehinderung. Die fehlenden zehn Prozent hatten ein Einsehen mit uns, weil der Zahn der Kriegszeit dem Zinkbütt-Sichtschutz-Vorhang leicht zugesetzt hatte.

Zuerst verschwand die Tante hinter den Vorhang. Diese Spanische Wand der Katholiken verbarg Wesentliches. Nur an hellen Sommertagen ermöglichte uns das dahinter liegende Küchenfenster bescheidene Anatomie-Studien. Bald jedoch versperrte undurchdringlicher Wasserdampf die Sicht. Dann konnten wir nur ahnen, wie schön es im Paradies

gewesen sein mochte. Sobald die Tante ihren Baderitus absolviert hatte, erscholl Richtung Küchenbank das Kommando „umdrehen“. Dann verschwand sie unseren Blicken.

Die Badestube war aber noch nicht für uns beide frei. Jetzt kam Mutter an die Reihe. Das Wasser war zwar schon eingetrübt, aber Mama fand das nicht weiter schlimm. Sie nahm den großen Schöpföffel, schöpfte den Seifenschmand von der Oberfläche ab und füllte einen Eimer heißes Wasser nach.

Die gleiche Prozedur wiederholte sich, wenn der hierarchischen Ord-

nung nach ich in die Wanne steigen durfte. Das Badewasser hatte inzwischen deutliche Ähnlichkeit mit der Rindfleischbrühe auf dem Küchenherd angenommen, nur wesentlich trüber und mit diversen Einlagen versehen.

Mutter hatte sich wieder angezogen und wusch mir den Kopf. Kernseife war ein Allround-Waschmittel. Mit dem großen Handtuch, das schon mit verschiedenen anderen Körperteilen der Badefamilie Bekanntschaft gemacht hatte, trocknete sie mich ab. Dann konnte endlich auch mein Bruder in die Wanne steigen.

In einem auf Sparsamkeit bedachten Haushalt war Wasser kostbar. Daher glich die Badewanne inzwischen einem undurchdringlichen Tümpel, was den Reinigungszeremonien keinen Abbruch tat. Wenn wir am nächsten Morgen die Wäscheleine mit den Socken über dem Küchenherd baumeln sahen, ahnten wir, dass auch sie noch in diesem Wasser gewaschen worden waren.

Es war immer ein spannender Samstagnachmittag. Von Allergien oder Staubmilben, von Desinfektionsmitteln oder Fußpilz habe ich nie etwas gehört. Wahrscheinlich gab es das damals noch nicht. Krank geworden bin ich auch nicht. Corona hätte keine Chance gehabt.

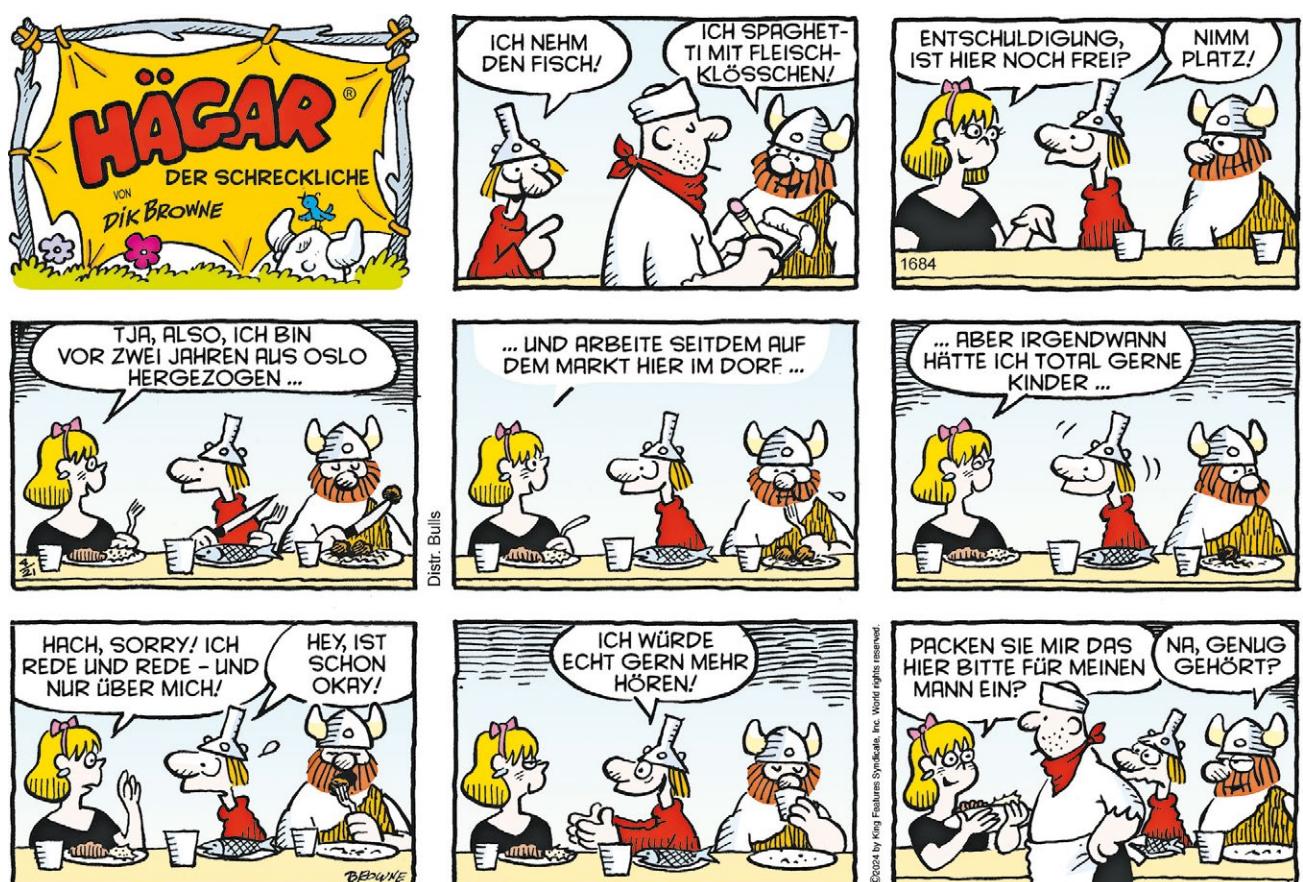
Text: Peter Josef Dickens;
Foto: marika/pixelio.de

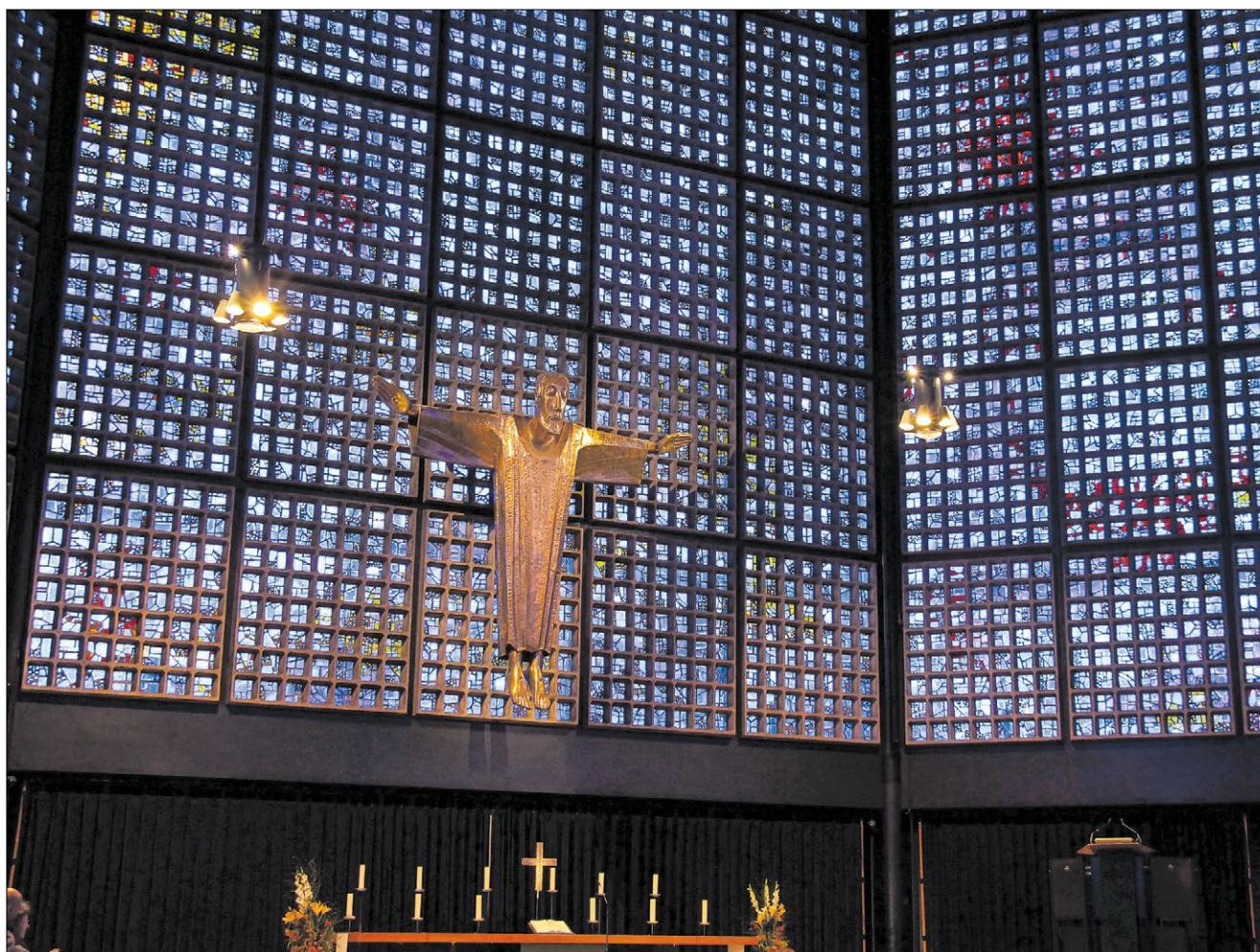
Sudoku

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 17.

3	1							
8		9	5	1		2		
		4	7	8		9	3	
4	3				5	7	9	
	8	1	9					
5		4		8				
			2	6		7		
9				3	4	8		
6	3			4			2	





Hingesehen

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz fördert die Restaurierung der blauen Fenster an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin mit rund 2,8 Millionen Euro. Die Planungen für die Restaurierungsarbeiten am neuen Turm beginnen im Laufe des Jahres, teilte die Stiftung in Bonn mit. Voraussichtlich Anfang 2026 werde die Umsetzung erfolgen. Anschließend werde mit den Arbeiten an der Fassade des Kirchenschiffs begonnen. Nach der Beschädigung der 1895 eingeweihten Originalkirche durch einen Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg blieb die Turmruine als Mahnmal gegen den Krieg erhalten. Zwischen 1959 und 1963 wurde der alte Turm durch ein vierteiliges Gebäudeensemble des Architekten Egon Eiermann (1904 bis 1970) ergänzt. Dazu zählen das am 17. Dezember 1961 eingeweihte achteckige Kirchenschiff und der sechseckige Glockenturm. Beide Gebäude sind mit blauen Fenstern ausgestattet. *epd*

Wirklich wahr

Die Meisterschale des Deutschen Fußballbunds (DFB; *im Bild*) und die Amtskette des Kölner Oberbürgermeisters gehören zu den Werken der Goldschmiedin Elisabeth Treskow (1898 bis 1992). Einige ihrer Stücke können bis zum 25. August in einer Ausstellung in der Kölner Domschatzkammer bewundert werden, teilte die Dombauhütte mit.



Neben zahlreichen sakralen Gold- und Silberarbeiten Treskows wird eine Kopie der Meisterschale ausgestellt. Diese habe Treskow eigens für den 1. FC Köln geschaffen, der 1964 der erste Meister der neu gegründeten Bundesliga wurde.

Die originale Trophäe fertigte die Künstlerin 1949 an. Laut DFB sind auf ihr alle deutschen Fußballmeister seit 1903 verewigt. *KNA*

Zahl der Woche

1,39

Milliarden Katholiken bevölkerten im Jahr 2022 die Erde. Das war laut Jahreskirchenstatistik ein Anstieg um ein Prozent im Vergleich zu 2021. Die Mitgliederzahl wuchs vor allem in Afrika: Sie stieg dort um drei Prozent auf 273 Millionen Menschen.

Damit kam 2022 etwa jeder fünfte Katholik aus Afrika. In Europa blieb die Zahl mit 286 Millionen gleich. Ein Plus um 0,9 bzw. 0,6 Prozent gab es auf den Kontinenten Amerika und Asien.

Im Gegensatz zur gestiegenen Katholikenzahl ist die Zahl an Priestern weiter minimal gesunken. Sie ging um 0,03 Prozent auf 407730 zurück. Damit setzte sich der leichte Abwärtstrend seit 2012 fort. Am stärksten war der Rückgang mit 1,7 Prozent in Europa, wo es absolut gesehen noch immer die meisten Priester gibt. In Afrika hingegen wuchs die Zahl der Priester um 3,2 Prozent, in Asien um 1,6 Prozent. *KNA*

Impressum

Katholische SonntagsZeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henriksstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Ruth Klaus

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenanteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83
Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 41 vom 1.1.2024.
KNA

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.



Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05

Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 24,90.
Einzelnummer EUR 1,95.
Bestellungen direkt beim Verlag, Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wie heißt das Ziegen-Maskottchen des 1. FC Köln?

- A. Hennes
- B. Berni
- C. Erwin
- D. Hermann

2. Wer wird 2024 auf der DFB-Meisterschale verewigt?

- A. Bayern München
- B. Borussia Dortmund
- C. Union Berlin
- D. Bayer Leverkusen

Lösung: 1 A, 2 D

Foto: Pangala via Wikimedia Commons/CC BY-SA 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>)

Gibt es einen Sinn des Lebens?

Bei leibe keine Frage nur für Grübler: Der Schritt über die bloße „Wirklichkeit“ hinaus

Wenn wir in die Augen eines Kindes schauen, wie sie leuchten und glänzen, wenn sie neugierig auf Entdeckungsreise gehen und Antworten auf ihre Fragen suchen, so spüren wir, dass wir mit Fug und Recht nach dem Sinn in unserem Leben fragen dürfen. Trotzdem scheuen wir uns, diese schwierige Frage zu stellen. Der berühmte Psychiater Sigmund Freud sagte sogar: „Wer diese Frage stellt, ist krank.“

Sein ebenso berühmter Fachkollege Viktor Frankl hielt ihm allerdings später entgegen: „Wer diese Frage nicht stellt, der wird krank!“ Der saarländische Schriftsteller Johannes Kirschweng fasst in seinem sehr umfangreichen Werk den Sinn des Lebens in einem kleinen, erstaunlich einfachen Satz zusammen: „Wer da ist, soll versuchen, gut zu sein, das ist alles!“

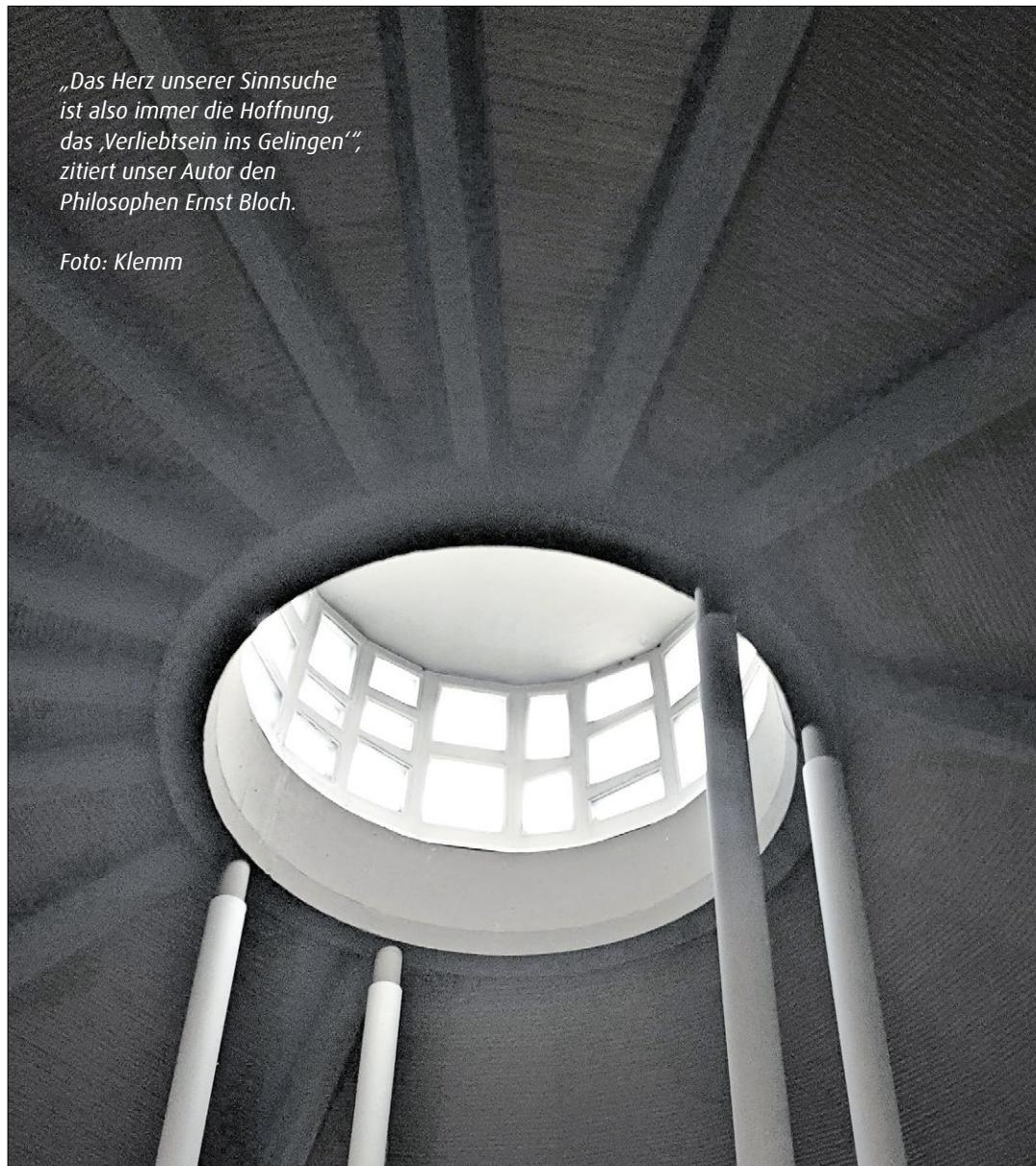
Die antiken Philosophen sahen den Sinn des Lebens in der „Glückseligkeit“, die sich dank einer guten ethischen Lebensführung einstellt. Die Frage allerdings, was genau dieses Glück ausmacht und auf welchen Wegen es erreicht werden kann, wird sehr unterschiedlich gesehen. Andere beantworteten den Lebenssinn in der Wertschätzung der Lebensegenisse, wieder andere im sogenannten „Nirvana“, jenem ewigen Ausgelöschtsein jeglicher Lebensäußerungen mit all ihren immer wieder beunruhigenden Bedürfnissen. Manche sehen den Lebenssinn in einer konsequenten „Selbstbestimmung“. Die meisten erkennen wohl ihren Lebenssinn in der Erfüllung ethischer oder religiöser Normen und Gesetze.

Keine losgelöste Antwort

Eine christliche Sinnerfüllung sehen wir in der Nachfolge Jesu: seiner Gottesliebe im Gleichklang von Nächsten- und Eigenliebe. Unser Leben, rein biologisch gesehen, ist nicht notwendig, ist ein „Geschenk“, das wir dankbar annehmen und pflegen sollten. Wir glauben an die Botschaft, dass der „Odem“

„Das Herz unserer Sinnsuche ist also immer die Hoffnung, das ‚Verliebtsein ins Gelingen‘, zitiert unser Autor den Philosophen Ernst Bloch.“

Foto: Klemm



Gottes in uns atmet. Unser Leben ist ein Sein-Dürfen, eine Liebe, die möchte, dass wir sind.

Die vielen Antworten können unterschiedlich klingen, je nachdem, welches Leben wir gerade führen. Im Wald – so heißt es in einer alten Geschichte – war eine große Stille eingetreten. Da soll ein kleiner Buchfink sein Köpfchen hochgestreckt und gefragt haben: „Was ist eigentlich der Sinn des Lebens?“ Eine Rose entfaltete gerade ihre Knospe und sagte: „Das Leben ist Entwicklung.“ Ein lustiger Schmetterling hingegen flog von einer Blüte zur anderen und sagte: „Das Leben ist lauter Freude und Sonnenschein.“ Am Boden schlepppte sich eine Ameise mit einem Strohhalm ab, der zehnmal länger war als sie selbst, und seufzte: „Das Leben ist nichts als Mühe und Arbeit.“ Nach der langen Nacht flammtete auf einmal die Morgenröte in ihrer vollen Pracht auf und sprach: „So wie ich

der Beginn des kommenden Tages bin, so ist das Leben der Anbruch der Ewigkeit.“

Auch die dunkle Seite

Die Frage nach dem Lebenssinn ist also nicht etwas Statisches, was von unserem Leben losgelöst wäre, sie kann sich stets verändern und spiegelt immer das wider, was wir gerade auf dieser Lebensreise erleben und bewerten. Deshalb sollten wir uns immer mal wieder die Möglichkeit einer Rast gönnen, um wieder in Stille darüber nachzudenken, was wir gerne an unserem derzeitigen Leben verändern möchten oder müssten. Das wird auch unsere jeweilige Antwort nach dem Lebenssinn verändern.

Mit der Sinnfrage hat sich so gut wie niemand intensiver beschäftigt als der Psychologe Viktor Frankl. Er hatte als Jude das KZ zwischen 1942 und 1945 überlebt. In seinem

Buch über den Sinn des Lebens beschreibt er die unmenschlichen Dinge, die er dort hatte erleben müssen. Er und die anderen Gefangenen, so schreibt er, hätten diese Leiden nur überstehen können, weil sie trotzdem am „Sinnvollen“ ihres Lebens, an seinen Werten festhielten: Menschen zu helfen. Weder physische noch psychische Stärke hätten darüber entschieden, ob die Gefangenen am Leben blieben. Der entscheidende Faktor war das Festhalten an einem Sinn, an einem Lebenswert: etwa für die Menschen da zu sein, die unsere Hilfe brauchen. Willi Graf, auch er ein Opfer des Nationalsozialismus, meinte einmal: „Wir besinnen uns auf das, was über das Leben hinaus Bedeutung hat.“

Sinnstiftende Suche

Manche Menschen können für uns wie wahre Diamanten sein, fest in ihrem Glauben, beständig in ihrem Wesen und kostbar in ihrer Freundschaft. Deshalb gibt uns Hubert Joost den Rat: „Suchet den Sinn des Lebens nicht in euch selbst. Ihr seid der Sinn des Lebens für andere. Und die anderen sind es für euch.“ Auch wenn wir diesen Sinn gelegentlich vermissen, allein das beständige Forschen nach dem Sinn wird stets als sinnstiftend erlebt.

Eine bewusste und totale Ablehnung jeglichen Lebenssins wird in Zynismus enden, in Verzweiflung und Depression oder in chronischer oder akuter Lebensunfähigkeit, Lebensverneinung oder Lebensverweigerung. „Das Menschsein besteht doch darin, Träume zu haben“, meint Eugen Drewermann, „denn Träume sind viel wirklicher als diese ganze verdammte Wirklichkeit.“ Das Herz unserer Sinnsuche ist also immer die Hoffnung, das „Verliebtsein ins Gelingen“, so der Philosoph Ernst Bloch. Stanislaus Klemm

Unser Autor ist Theologe und Psychotherapeut und ehemaliger Mitarbeiter der Telefonseelsorge Saar sowie der Lebensberatung des Bistums Trier in Neunkirchen.



© Andreas Hermanns / pixelio.de

Sonntag, 5. Mai Sechster Sonntag der Osterzeit

Als Petrus beim Hauptmann Kornelius ankam, ging ihm dieser entgegen und warf sich ihm ehrfürchtig zu Füßen.

Petrus aber richtete ihn auf und sagte:
Steh auf! Auch ich bin nur ein Mensch.
(Apg 10,25-26)

Die Idealisierung von Menschen bis zu ihrer Vergöttlichung geschieht schon in der ersten Zeit der Ausbreitung des Christentums. Petrus tritt dem entschieden entgegen. Achten auch wir darauf, Menschen nicht an die Stelle Gottes zu setzen.

Montag, 6. Mai Wir sprachen zu den Frauen, die sich eingefunden hatten. Eine Frau namens Lydia, eine Purpurbändlerin, hörte zu; und der Herr öffnete ihr das Herz. (Apg 16,13)

Sprechen, Hören und die Öffnung von Herzen müssen im Gleichgewicht sein, wenn Mission gelingen soll. Erhält etwa das Sprechen das Übergewicht, kann es überheblich und vereinnahmend wirken.

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Dienstag,

Da erhab sich das Volk von Philippi gegen Paulus und Silas, und die obersten Beamten ließen ihnen die Kleider vom Leib reißen und befahlen, sie mit Ruten zu schlagen. (Apg 16,22)

Bei der Gründung der Gemeinde in Philippi landeten Paulus und Silas schließlich im Gefängnis. Achten wir darauf, für unser Gewissen einzutreten, auch wenn unsere Haltungen unpopulär scheinen.

Mittwoch,

Denn als ich mir eure Heiligtümer ansah, fand ich auch einen Altar mit der Aufschrift: EINEM UNBEKANNTEN GOT. Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkünde ich euch. (Apg 17,23)

Paulus setzt an bei der Sehnsucht der Menschen. Das ist auch der Anknüpfungs-

7. Mai

punkt für uns. Wie viele Menschen suchen nach dem ihnen unbekannten Gott. Jesus Christus gibt ihm sein menschliches Gesicht. Achten wir auf unsere Sehnsucht.

Donnerstag, Christi Himmelfahrt

Ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch herabkommen wird; und ihr werdet meine Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde. (Apg 1,8)

Staunenswert bleibt es bis in die Gegenwart: Bei seiner Himmelfahrt sagt Jesus allen Gläubigen die Kraft des Heiligen Geistes zu, der sein Werk in uns und mit uns weiterführt. Achten wir auf die Reungen des Heiligen Geistes in uns.

Freitag,

An jenem Tag werdet ihr mich nichts mehr fragen.
(Joh 16,23a)

Fragen über Fragen stellen sich mir oft in

M. Theresia Gerhardinger

Bezug auf den Glauben. Offenbar bin ich damit nicht allein. Schon Jesu Jünger hatten viele Fragen. In seinen Abschiedsreden tröstet er sie mit der Aussicht, dass sich an seiner Seite alles klären wird, im Hier und Jetzt oder in der Ewigkeit.

Samstag, 11. Mai
Priscilla und Aquila hörten ihn, nahmen ihn zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch genauer dar. (Apg 18,26)

Priscilla und Aquila waren ein Ehepaar, das den christlichen Glauben angenommen hatte und in Ephesus wohnte. Dort kam Apollos. Er war sehr eifrig und gläubig, aber seine Lehre war nur teilweise richtig. Die Eheleute scheuten sich nicht, ihn zu korrigieren.



Schwester M. Daniela Martin ist Franziskanerin des Crescentia-Klosters Kaufbeuren. Sie leitet als Pastoralreferentin die katholische Jugendstelle Kaufbeuren.



6 x im Jahr bestens informiert!

Die Zeitschrift für den katholischen Mesner

- Nachrichten, Bilder und Termine aus den Berufsverbänden
- Anregungen, Gebete und Impulse

Ja, schicken Sie mir die mit 6 Ausgaben jährlich erscheinende Zeitschrift **Der Katholische Mesner** für mindestens 1 Jahr zum günstigen Jahresbezugspreis von EUR 8,40 (incl. Zustellgebühr).

Zustellungsbeginn

Name / Vorname

Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Ich bin damit einverstanden, dass die zu entrichtende Abonnement-gebühr jährlich von meinem Konto abgebucht wird.

IBAN

X

Datum, Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an: Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice **Der Katholische Mesner**, Heniusstraße 1, 86152 Augsburg.

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann innerhalb zwei Wochen schriftlich widerrufen werden. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.